

Sechstes Capitel.

Mit der ganzen Nation im Bunde zur Aufhebung der päpstlichen Kirche. Thema: Ich lege meinen Geist auf deine Zunge und gebe dir Kraft, niederzureißen und aufzubauen.

Es wird nicht auszumachen sein, ob Martinuzzi in der schlaunen Berechnung, die Kronstädter zu isolieren und desto leichter zu verderben, die Beschuldigung erheben ließ, Kronstadt sei auf eigene Hand, nicht einmal in Übereinstimmung mit den Nationsgenossen vorgegangen. In der damaligen politischen Lage zumal den Führern der Hermannstädter Provinz zugute hatte dieser Vorwurf den Burzenländern gegenüber mehr als die Wirkung eines Schlages ins Wasser. Burden wir doch schon auf die doppelseitige, sagen wir mit einem verwegenen Ausdrucke, auf die zweischneidige Stellung der Sachsen aufmerksam. Nämlich das heißt nicht nach dem banalen Ausdruck auf zwei Schultern tragen, um heute die eine zu heben oder morgen die andere zu senken. Es heißt vielmehr eine doppelte Belastung, deren Gewichte mit sich selbst unverträglich sind, auf die Schultern laden in gutem Glauben. Die Gefahr ist, daß man sich den Doppeldruck erleichtere, damit man nicht von seiner ganzen Wucht erdrückt werde. Die Zustimmung zur Reformation und die Anhänglichkeit an König Ferdinand, als dessen Schildträger schon damals der schlaue Bischof galt, lassen sich nun einmal nicht miteinander vereinigen. Oder hat Honter, um die eigene Position zu verstärken, auf die Gesamtheit seiner Volksgenossen in der Voraussetzung ihrer Zustimmung hingezigt: genug, die Apologie enthält die Andeutung, der Unruhen wegen habe man mit der Gesamtheit der Sachsen keine gemeinschaftliche Verabredung treffen können.

Über die politische Berechnung Martinuzzis hinweg war Honter des Erfolges sicher.

Denn nun folgen, nachdem der erste Schrecken überwunden war, wenn auch sehr schüchtern und nachdrucklos, so kalt wie Stein und Eis, die Beschlüsse der sächsischen Nationsuniversität, der Gesamtvertretung aller Sachsen, im November 1544. Nachdem fast alle sächsischen Städte, gerade Hermannstadt war noch stark im Rückstande damit, das Wort Gottes angenommen hätten, so sei rathsam, daß der Gottesdienst allerorten nach einheitlichen Grundsätzen eingerichtet werde. Die noch Zurückgebliebenen ermahnt die Universität zum Gebet: Mit ihrem Anrufen zu Gott würden sich die Bitten der anderen vereinigen, daß er auch ihnen Kraft zur Nachfolge und zum Glauben gebe. Auf sein Volk, nicht auf diese Versammlung hatte sich Honter berufen. Denn diese Universität steht nicht auf der Höhe der Situation. Man würde die Zeit verkennen, wenn man sie entschuldigen wollte, es sei nur eine Versammlung politischer Vertreter gewesen. Wir wollen sie auch nicht ausreden mit dem conservativen Zuge, den diese bedächtige Körperschaft stets beherrschte, der es zumal an aller Gewalt zur Executive mangelte. Aber man soll auch nicht meinen, daß in jenen unbeholfenen Ausdrücken und Wendungen des Schreibers, die weder kalt noch warm sind, die Kraftäußerung der Universität sich erschöpfte. Wie weit dieselbe sich wagte und den günstigen Ausgang des Weißenburger Landtages benützte, erweist der weitere Beschluß, kraft dessen die Königin um Schutz und Beschirmung der Reformation und der Reformierten ersucht, und angegangen wurde, dem Weißenburger Vicar zu verbieten, durch unnöthige Vorladungen die Geistlichen zu belästigen oder durch Strafurtheile zu bedrohen, die Universität schreibt übertreibend: grausam gegen die Geistlichen zu wüthen. Denn die Zornausbrüche des Vicars beschränkten sich auf Worte, in Handlungen waren sie ohnmächtig. Eine Gesandtschaft überbrachte diesen Beschluß der Königin zugleich mit einem Schreiben an den Vicar, in welchem derselbe von ihrem Auftrage einfach verständigt wurde.

Die Adresse dieses Beschlusses könnte uns manches lehren im Zusammenhang mit der Gesandtschaft: Die Königin war von allen Seiten abhängig, ohne jede Gewalt. Zudem aber ist zu sagen, daß

die Univerſität ſich nicht aus eigener Initiative, ſondern durch die Volksſtimme gezwungen zu dieſer Anſtrengung aufraffte. In ihr ſpiegelt ſich nicht jener weiſe Vorbedacht, der um der Menſchen willen auch in göttlichen Dingen ein zeitweiliſes Recht hat. Die Dechanten der ſächſiſchen Capitel und die Menge der altgläubigen Pfarrer, gegen die mit Fürbitten nichts auszurichten war, ſtanden auf Seiten dieſer Beſchlüſſe.

Es iſt eine herzerhebende Beſchäftigung, das Walten Honter's unter dieſen Umſtänden zu beobachten.

Was man ſah und erlebte, die aus dem Auslande eingeführten guten und ſchlechten Flugſchriften, die mancherlei auftauchenden Meinungen über die irdiſchen Dinge, welche nach eingebildeten himmliſchen reguliert werden ſollten, die vielfachen gewalthätigen Ausſchreitungen gegen das alte Kirchenweſen documentieren nicht allein die lebhaftſte Zuſtimmung, welche der neuen Lehre unter den Sachſen entgegengebracht wurde, ſondern auch die Verderbtheit der alten Kirche, die auch hier zerſtörende Elemente erzeugt hatte, die ſich der neuen Kirche an die Ferſe hiengen. Es iſt nur ein einziger Mann, der die Weiſheit, den Verſtand, die vorbedächtige Klugheit hatte, dieſe Ausbrüche ungezügelter Indolenz und Roheit im Zaume zu halten, der die Menſchen, welche aufhörten, prieſterliche Strafen, Fegefeuer und Hölle zu fürchten, Gott den Herrn und das Gute zu lieben lehrte.

Faſt wie ein Herz hingen darum die Bürgerſchaften der Städte an Honter, mochten ſich auch ihre Magiſtrate in die Nebel der Unentſchloffenheit hüllen. Weil wir auch etwas wagen wollen, ſo wagen wir, hier mit ſcheuer Hand wieder an den Punkt zu rühren, in dem das Geheimniß der Erhaltung unſeres Volkes geborgen liegt, wie in dem Mutterſchoße, aus dem es ſtets neu geboren ward. Die lebendige, opferfreundige Theilnahme an geiſtiger Bildung und ſittlichem Edelſinne pflanzte Honter dieſen Bürgerſchaften ins Blut, daß ſie in allem Streite und Hader um kirchliche und bürgerliche Freiheit den Keim vererbten auf die Nachkommen, wenn Gott der Herr will, bis auf unſere und unſerer Kinder Tage. Denn wir erfahren, daß unſer feiges Geſchlecht in der Bangigkeit ſeiner Zweifel wieder einmal den Himmel zu ſtützen unternimmt mit allerlei Mitteln und Mittelchen menſchlicher Spitzfindigkeit, indem es die Verkündigung

des Evangeliums für nichts, aber die Zuflucht in Zustände, welche mit der Ohrenbeichte am nächsten verwandt sind, für die Bethätigung des Christenthums hält. Eben diesen Himmel weigerte sich ein ehrenwerter Schneidermeister in den Tagen Honters zu Hermanustadt zu tragen. Aber sofort machte sich ein schwerer Mangel bemerkbar, unter dem das Evangelium arg litt. Es fehlte allzusehr an geeigneten Kräften im geistlichen Stande, an fähigen und entschlossenen Dienern der neuen Lehre. Abgesehen von der aufrichtigen Anhänglichkeit an die alte Kirche, scheint selbst der gute Wille vieler Geistlicher bezweifelt werden zu müssen. Das Papstthum läßt sich decretieren und sofort einführen, doch nicht das Evangelium. Nicht das viel offene Widersetzlichkeit gewagt worden wäre: wir finden davon wenig Spuren, wie etwa den Pfarrer Antonius zu Honigberg, der noch im Jahre 1550 ein „eifriger Papist“ war — aber bestomehr geheimer, verborgener Widerwille. Die bisherigen Zustände böten der Bequemlichkeit das erwünschteste Ruhefissen; in dem bisherigen Leben hatte man keinen Genuß sich versagt, keine Lust vermisst, die Schmach desselben empfand man wenig. Die Kirchenkinder waren leicht zu behandeln gewesen, jetzt aber trugen sie störrisch die Stirne hoch, hatten widersetzliche Reden auf der Zunge, wollten alles besser wissen: sie verlockten oder zwangen zu bedenklichen Gesprächen, zu gefährlichen Unterredungen, wo man ihnen kaum die Stange halten konnte. Viele Quellen der Einnahmen versiegten von selber; andere Abgaben und Leistungen wurden geschmäkelt oder geradezu verweigert. Unversehens fühlte dieser Clerus die Schwere des Daseins. Allerorten bereitete die Reformation ihm die herbsten Verluste: er verlor Einkünfte und Ansehen; jene wurden ihm spärlich ersetzt, dieses mußte er durch wissenschaftliche und sittliche Haltung erst wieder erobern. Wenn aber sonst eben die niedere Geistlichkeit die Reformation freudig begrüßte als die Erlösung von einem unerträglichen geistigen und leiblichen Joche, Weltpriester und Mönche sind ihre fröhlichsten und unersehroffensten Boten gewesen, so mochte der sächsische Pfarrer das erste wohl loben, doch das zweite hatte seinen Nacken nie wundgerieben. Dazu war die Macht des Erzbischofs zu Gran dahin, dessen Befehle verloren in der eigenen Diöcese in Ungarn allen Nachdruck, bis nach Siebenbürgen waren ihnen die Wege versperrt, der Aufsicht des Weißenburger Bischofs war man ledig. König Ferdinand ver-

schenkte in seiner Noth dessen Güter an Kriegsoberste, Spabella ließ das Amt durch einen Vicar verwalten, nachdem sie factisch durch die Stände in den Besitz der bischöflichen Einkünfte gesetzt worden. Auch konnte noch niemand sagen, welches Schicksal der neuen Lehre überhaupt beschieden sei: ihre Angelegenheiten mochten vielen in bedenklicher Schwere befindlich bedünken. Ein geringes Zuwarten und Zaudern schadet nach solcher Menschen Ansicht nicht: sie wiegen sich in dem Wahne, es sei besser, geschoben zu werden, als selber zu schieben: Gefahren über sich zu beschwören, haben sie nicht den Muth.

Träge Geister sind immer unfreie Geister. Die junge Kirche verlangte eifrige, hingebende Anstrengung: nur der unermüdlche Arbeiter an sich und an der Gemeinde war zu ihrem Dienste geschickt. Der alte Glaube, der bloß glaubte, war leicht: das Schwerste aber aller Dinge ist der Glaube des Evangeliums, der das Heil ergreift.

In dieser durchaus dunkeln Beleuchtung, in dieser schiefen Stellung treffen wir manchen sächsischen Pfarrer, voran den Hermannstädter, Ramser, ein Beispiel für andere. Wir erwähnten schon seines, von der Angst dictirten Rechtfertigungsschreibens. Hermannstadt war für die Annahme der Reformation ebenso entschlossen wie Kronstadt. Seit zwei Jahrzehnten hatte sie hier warme Anhänger, ob auch in dem Capitel heftige Gegner gefunden. Die gleiche willige Bürgerschaft, durch das oft kindische Gebaren der Geistlichen noch mehr gereizt, wartete nur auf den Ruf: sofort strömte die Menge herbei. Doch das Warten gedieh zu keinem Ende; man fragte vergeblich: Wächter, ist die Nacht schier hin? Wir hüten uns gewiß, eine unberechtigte Anschauung in die Geschichte einzuführen, oder das Lebensbild Honter's damit zu belasten; unsere Ansicht entspricht den Thatsachen. Man erzählt von so vielen Berathungen, die zwischen Hermannstadt und Kronstadt gepflogen worden seien, von so vielen Anfragen, die von dort hieher oder zurück geschahen. Die Vermuthung mag ja nicht unbegründet sein; aber sie hat keinen Inhalt oder eher einen gar nicht beabsichtigten: sie ist müßige Rederei, die mit Worten den Tempel der Vergangenheit für unser geistiges Auge und unser sehnsüchtiges Herz aufbaut.

Dem in Hermannstadt ward kein Fuß geregt. Auch Ramser erhielt das Reformationsbüchlein. War er der Mann der Überzeugung, schlug in ihm eine lebendige, evangelische Ader, hatte er

ein gebildetes, ein gelehrtes Urtheil: der Weg war hier so sicher gewiesen, so plan geebnet, aus dem reinsten Gemüthe leuchtete der Funke der Wahrheit, des Lichtes, des Heiles, die Herrlichkeit der neuen Lebensordnung hervor, einem Kinde greifbar und faßbar. Ramser aber war beides, taub und blind; wo andere hörten und glaubten, andere schauten und vertrauten, zweifelte und zauderte er noch. Er fragte in Wittenberg an. Worüber? Ich kann nichts weiter sagen, als um sich von dort die Gewißheit zu holen, ob diese Kirchenordnung auch wirklich evangelisch sei! Es ist vergeblich, diesem Schritte eine fernere Bedeutung, etwa Hinneigung zur Reformation, aufreden zu wollen. Denn im Falle der Bejahung war bis zur That noch ein langer Weg, in jedem Falle aber gewann man Zeit. So ist beliebt worden, dieses Verhalten Vorsicht zu nennen: es sei; aber auch die Vorsicht hat Grenzen, und diese Vorsicht wandelt die Bahn totaler Energielosigkeit, die Berge von Bedenken aus Sandkörnern aufhäuft. Auch ist die Vorsicht nicht immer die Mutter der Weisheit; sie erzeugt zuweilen Geschöpfe ganz anderer Art. Ramser consultierte zugleich drei Wittenberger Häupter auf einmal. Aus bereitet die Antwort Luthers die höchste Freude. Aus diesem Munde erhält die Anerkennung Honter's einen helleren Klang, als ihr die Stimme der ganzen Welt hätte geben können. Luther war allein befähigt, sein Eigenthum wieder zu erkennen. „Alles, was du mich fragst,“ schrieb der alte Mann, „findest du in diesem Buche besser, als ich es schreiben kann. Wie sehr gefällt es mir: es ist mit so großer Gelehrsamkeit, Treue und Reinheit verfaßt. Dieses Büchlein lies und gehe zurathe mit den Lehrern der Kronstädter Gemeinde; sie werden dir die nützlichsten Mithelfer sein zur Besserung deiner Kirchengemeinde.“ Diese denkbar größte Anerkennung Honter's, diese nicht beabsichtigte Lobrede seines schönsten Ruhmes mußte auf Ramser wie ein harter Vorwurf liegen. Zu diesem Ende hatte er den Umweg von Hermannstadt über Wittenberg nach Kronstadt eingeschlagen. Aber nun wurde doch auch in Hermannstadt reformiert. Das Drängen der Bürgerschaft duldete keine Ausrede weiter. Tropfen für Tropfen kam die Sache ins Fließen. Doch nicht Ramser bewegte die Wasser. Der Nachfolger Ramser's, der alt und lebensmüde starb, ist der erste evangelische Pfarrer in Hermannstadt.

Wohin wir nur sehen können: auf allen Seiten wird das

Gewicht der Bedeutung Honters außerordentlicher. Wohin wären ohne ihn die verlassenen sächsischen Kirchen gerathen! Ein enges, auf die Dauer etlicher Jahre zugemessenes menschliches Leben: wach ein Unendliches erreichte es nicht! Honter ist der Reformator des Burzenlandes; aber die Reformation des sächsischen Volkes und unseres ganzen Vaterlandes ist ebenso seine That. Der Ausruf Luthers von dem Evangelisten, den Gott dem Ungarlande erweckte, erweist immer mehr seine volle Berechtigung.

Welchen befremdlichen Anblick gewährt doch die Versammlung der Geistlichen, die im Mai 1545 in Mediasch zusammentrat? Sie kann nur sehr ungenau und entgegen dem Sprachgebrauche eine Synode genannt werden. Im Namen der unter dem Albenfer Bischofe stehenden Decanate verhandelt der Generaldechant Michael, Doctor der päpstlichen Rechte, Pleban in Hätzeldorf, im Namen der dem Milcover Bisthum angehörigen Decanate, welche jetzt von Gran abhängen, der Stolzenburger Pleban Magister Johann Friedericus, apostolischer Protonotar, nebst dem Burzenländer Dechanten — dieselben Männer, welche noch 1539 über die Verlegung der geistlichen Jurisdiction durch die Weltlichen geklagt hatten, einen Ausgleich über gemeinschaftliche Leistungen, die ihnen der Staat auferlegte. Seit Menschengedenken war darüber zwischen ihnen Streit gewesen. Man mag die Worte des Vertrages, den sie, obwohl verschiedenen Jurisdictionsgewalten angehörig, dennoch als Glieder einer Religion und eines Körpers, wie sie behaupten, schließen, auslegen wie man will, nie wird aus demselben die Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche, nie auch nur ein sympathischer Athemzug für die begonnene Bewegung und Wandlung in der Religion herausgedeutet werden können. Eher wird auch hier aus den Ursachen, die neben der einen soeben berührten das beschwerliche Zusammentreten veranlaßten, der Mißmuth über die neue Lehre hervorschimmern.

Indessen hörte Martinuzzi nicht auf, aus der Ferne zu drohen oder seine Gewalt, soweit sie reichte, schrecklich genug zu brauchen. Die sächsischen Kirchen sind indessen von diesem Handwerksgenossen der Henker und aller Greuel, den der römische Bischof endlich doch zum Cardinal ernannte, verschont geblieben. Jener Vicar aber, damit wir dieses unangenehme Register schließen, ein aus Meschen oder dem Kloster in Reichesdorf vertriebener Canonicus der Albenfer

Diöcese, soll auf der Reise nach Wien, die er zur Erlangung der bischöflichen Würde unternahm, von den Ungarn elend erschlagen worden sein. Das harte Geschlecht war rasch zur Gewaltthat bereit: der ungarische Hörige oder Halbfreie, ebenso wie der freie sächsische Bauer; auch sie fragten viel nach dem Evangelium, sicher wenig nach dem, was demselben zur Unehre gereicht. Das Schwanken der öffentlichen Zustände, die zunehmende Machtfülle Martinuzzis war freilich geeignet zur Einschüchterung schwacher Gemüther und zum Vorwande unentschiedener. Jahrelang wiederholte die Universität ihre Bitten, Gebete und Ermahnungen vergeblich.

Während dieser Zeit feierte Honter nicht. Er wird sein Arbeitsfeld, in das Gott ihn stellte, besser gekannt und übersehen haben, als wir es soeben thaten. Die neuen Einrichtungen waren zu befestigen, zu vertheidigen, vor Mißdeutung zu hüten, mit dem lebendigen Geiste des Evangeliums alles zu erfüllen und zu durchdringen. Die neue Ordnung griff hinein in jedes Lebensverhältnis: sie war bestimmt, nicht nur die Gedanken und Meinungen, sondern das tägliche Leben umzugestalten. Die Stützen der Zucht, deren kein Geschlecht entzathen kann, welche die alte Kirche bot, waren gefallen. Die nur noch wie im Dämmerlichte des Morgens schwebende Ansicht, daß die Mittel des bisherigen Systems, der bisherigen kirchlichen Lebensordnung nur Krücken und Nothhilfen der Sittlichkeit und Seligkeit waren, mußte rein und klar die Überzeugung eines jeden, selbst des gemeinen Mannes, als eine Lebenskraft durchströmen. Denn der neue Glaube taugte nichts, wenn er nicht ein neues Leben gebäre. Das Evangelium sollte wachsen und blühen nicht nur in den Spizen, auf den einzelnen Höhepunkten des Lebens, sondern seine Früchte bringen am häuslichen Herde, in der Familienstube, einziehen in das harte, träge Leben, auf den Markt, in die Werkstatt, an den Pflug, in den Beruf, in Freud und Leid, mitten zwischen den Bergen und den heimischen Thalgründen das ganze Dasein verklären, erheitern und weihen. Der neue Glaube stellt den einzelnen auf sich selber; wie alles Göttliche, grub er sich tief in das Herz, damit der Mensch seiner ewigen Bestimmung inne werde, keine Pflicht der eilenden Stunde als zu klein und geringfügig, als zu gemein oder zu niedrig verachte oder versäume. Und damit wir Honter aus einem anderen seiner Bücher, aus seiner Kosmographie,

wo man solche Andeutungen kaum zu vernehmen erwartet, weiter nachschreiben, desselbengleichen wollte die neue Kirche den Menschen eingliedern einer Gemeinschaft, einem Ganzen, das groß oder klein von der Gemeinschaft des heiligen Geistes bewegt werde. Man bedurfte der kirchlichen Ordnung, des strengen, selbst mit Strafen gehüteten kirchlichen Zusammenschlusses. Wir sagten oben viel zu voreilig, daß jedes Volk seine Frömmigkeit, seine Tugend, seine Tüchtigkeit nur in der Kirche finde, auf dem Gebiete, wo trotz aller Bönen und Strafen das Befehlen ein Ende hat und das Gewissen anhebt. Aus der kirchlichen Gemeinschaft strengte Honter sich an, eine wahrhafte christliche Volksgemeinde zu bilden, eine evangelische Volkskirche, ein evangelisches Volksthum. In seiner Kirchenordnung sind dazu mehr als die Grundlinien zu finden. Soviel wir von diesen idealen Gütern unser eigen nennen, Honter erwartete uns den Schatz und füllte seine Kammern so reichlich, daß die Wuth der grausamsten Verheerungen und die Schmeicheleien der gefährlichsten Verlockungen sie nicht zu leeren vermochten.

Honter kannte die günstigen Bedingungen, die das freie sächsische Gemeinwesen von sich aus diesem Ziele entgegenbrachte; er verstand, sie zu benutzen, soweit nöthig, umzuformen, die Mängel zu ergänzen. Unter seinen Händen ward die Kirchenordnung zu einer Lebensordnung.

Trotzdem fanden sich eine Menge von Schwierigkeiten. Wir bewundern freie bürgerliche Institutionen; wir sehen die Formen: von dem Geiste gilt die Meinung, er sei überhaupt unsichtbar. Man hat sich zu sehr daran gewohnt, jene Schwierigkeiten zu übersehen oder als gar nicht vorhanden zu erklären, indem man die freie Gemeindeverfassung der Sachsen für die förderksamste Unterlage der mit ihr angeblich blutsverwandten Reformation pries. Weil die Überlieferung davon schweigt oder es nur leise andeutet, weil von keinen stürmischen Bewegungen, von keinen die Aufmerksamkeit heftig erregenden Vorfällen berichtet wird, bildete sich allzurash die Meinung aus von einem glatten widerspruchslosen Verlaufe. Aber weder war das alte so abgestorben, noch das neue so durch und durch neu: die Mischung dieser Elemente erzeugte auch unter uns die heftigsten Gährungen; die härtesten Reibungen und Anstöße blieben nicht aus. Es kann keine Gemeinschaft der Menschen heute die

sinkende Sonne als gut päpstlich begrüßen, und morgens das aufgehende Tageslicht mit dem Jubelrufe des Evangeliums: die Nacht ist vergangen und der Tag herbeigekommen, begrüßen. Nicht allein die evangelisch-sächsische Kirche in Siebenbürgen, die an sich wenig bedeutet, sondern die evangelisch-protestantische Kirche bietet hiezu bis zum heutigen Tage den schmerzreichsten Beleg. Indirecte oder allgemein gehaltene Äußerungen der Zeitgenossen, unwillkürliche Kundgebungen des nächsten Geschlechtes, werden in Betreff der Reformation von dem Gefühle großer Hindernisse, die schwer zu überwinden waren, eingegeben. Wir hoben schon einige hervor; damals erwähnte man ihrer nicht, weil sie jedem bekannt genug waren: unter vielen Widerwärtigkeiten hat Honter die neue Lehre eingeführt, lautet eine einfache gleichzeitige Nachricht.

Und von diesen Widerwärtigkeiten wurde gerade Honter persönlich nicht verschont; sie berührten ihn durchaus unangenehm. Wer wird im Ernste annehmen, der Rücktritt des Jeremias Zekel von der Kronstädter Pfarre sei, wie es heißt, ein freiwilliger gewesen, ein Freundschaftsdienst zu Gunsten Honter's, in demüthiger Anerkennung der eigenen Schwäche gegenüber dieser Stärke? Ein seltsamer Schritt war es allerdings. Es ist schmerzlich, edle Motive aus der Vergangenheit streichen zu müssen; aber sie haben hier keinen Raum. Der bekannte Brief des Verantius an Zekel schafft einiges Licht: Honter sei, schreibt der Domherr von Weissenburg, durch irgendeinen schlechten Menschen auf falsche kirchliche Wege verführt worden. Wir gedachten dieses Briefes schon wiederholt, doch ist er wieder zu erwähnen, weil er erst hier seinen geschichtlichen Platz findet. Einen Verführten, einen auf falsche kirchliche Wege Verleiteten muß Honter sich für seine beste That nennen lassen. Welch eine Illustration liefert doch dieser Brief des Italieners, des päpstlichen Prälaten, zu den stolzen Argumenten Honter's: „*ad ornamentum patriae nostrae.*“ Doch soll uns diese Scheidung Honter's von seinen bisherigen Freunden nicht zu schwer dünken. Sie waren seiner nicht wert. Bis zu einem gewissen Punkte schloß auch Zekel sich ihm an; die Reformen in Kronstadt wurden mit seiner Zustimmung vollzogen; er verheiratete sich sogar. Dann aber stand er still. Er mußte ein Mitglied der Deputation zum Weissenburger Landtage sein: dort fuhr der Schrecken ihm in die Glieder über das, was er

gethan. Der Posten als Kronstädter Pfarrer ward ihm siedend heiß: reden wir mild, er dünkte ihm mehr als lebensgefährlich. Was Wunder, daß er bei nächster, günstiger Gelegenheit rasch aus Kronstadt wich: nicht vor Honter, sondern vor dem Groll des Rathes und der Bürgerschaft, von seiner eigenen Feigheit getrieben.

Wenn es erlaubt ist, in solchen Verhältnissen einen Unterschied zu machen, so räumte Jekel gewiß dem würdigeren den Platz. Honter ward am 22. April 1544 zum Stadtpfarrer erwählt. Damit erhielt er die Stelle, die Aufforderung, die Pflicht zu der durchgreifendsten Wirksamkeit. Wie ist es uns nicht leid, daß wir so wenig erzählen können, wie er diesem Auftrage sein Leben widmete!

Der Tag dieser Wahl war in Kronstadt ein großer Festtag. Die Stadt war sich dessen bewußt, einen solchen Tag noch nie gesehen zu haben. In fast überströmendem Maße ergoß sich die stürmische Freude. Das laute Frohlocken der Begeisterung verkündete die volle Genugthuung, welche die Bürgerschaft empfand. An diesem Frühlingstag, wie einen Frühlingsodem hatten sie die neuen Lehren in sich gezogen: hundertmal hatten sie versprochen, für sie keine Opfer, keine Gefahr zu scheuen. So sammelten sie sich nun in ihren Ordnungen: im Feiergewande. Nicht das Horn der Wächter von den Wachtthürmen, auch nicht die Sturmglocke rief, sondern durch den metallenen Mund lud „der König der Ehre,“ dem er geweiht war, zum Werke des Friedens die reichste, die mächtigste Gemeinde unseres Vaterlandes. An ihrer Spitze die Mannhaften, Fuchs und Benkner, denen dieser Tag das reinste Begehren des Herzens erfüllte. Es hat uns niemand gemeldet, wie sie den Gewählten begrüßten; aber eine solche Wahl gab es noch nie. Zum erstenmale wurde in einer sächsischen Stadt ein evangelischer Pfarrer eingesetzt, auch dadurch ein Mann der neuen Zeit, daß er nicht unter die Geistlichen der alten Kirche zählte. Ihm fehlten alle kirchlichen Weihen; aber wir versichern, in jener Stunde kam das uralte verheißende Königswort des Andreanischen Freibriefes, qui melius videbitur, zur vollen Anwendung. Die Wahl krönte das Werk Honter's, sie besiegelte die That seines Lebens, die Reformation. Wenn vor drei Monaten Rath und Stadtverordnete sich ihr verpflichteten: nun leistete thatsächlich die gesammte Bürgerschaft das Gelöbniß, mit dem Evangelium zu stehen und zu fallen.

Ein reiches Festmahl, von dem uns nur Rechnungsbücher berichten, weil die Stadtcassa dazu ihre Laden willig öffnete, damit auch der Ärmste sich nicht ausschließe, endigte den denkwürdigen Tag.

Honter war ein Pfarrer, dessen Walten den Jubel nicht so bald verrauschen ließ. Er hatte die Volksgemeinde das Kleinod kennen gelehrt: nun trieb er dasselbe in die Gemüther, damit sie es mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele liebe und sich ihm hingebe mit der Treue, die nie aufhört, weil alle Wünsche und Gedanken nichts Höheres kennen. Wenn noch den Enkeln in den sturmvollen Zeiten, die hereinbrachen, um etwas bange ward, es war nicht Hab und Gut und Leben, sondern die bittere Sorge, daß die fremde übermächtige Gewalt den evangelischen Glauben, dem sie nicht einmal nur die grausamen Hände an 'die Wurzeln legte, mit Stumpf und Stiel vertilge. Honter als Prediger und Seelsorger: seine Zeitgenossen berichten uns kein Wort über diese Thätigkeit, wie umfassend und eingreifend sie auch war. Nämlich nur still und verborgen wächst das Gute. Auch die Jahrbücher der Weltgeschichte berichten wenig von diesem Geiste der Christenheit, der dennoch als Lebensmacht in der Kirche vorhanden war. So auch haben nicht die Nebel des Undankes und des Vergessens jene umflort, die das Glück hatten, mit Honter zusammenzuleben. Die Bewunderung schloß den Mund, der Sinn ward überwältigt durch das Gefühl, daß dieses Gedächtnis nimmer zerrinnen werde, solange in dieser Heimat noch ein gesunder Athemzug lebe. Was wüßten wir auch von dieser Thätigkeit Luthers, wenn uns nicht die Menge seiner Briefe erhalten worden wäre? Kein einziger, von dem beredeten Schesäus an bis zum letzten Chronisten sogar des siebzehnten Jahrhunderts findet die rechten Worte, auszusprechen, was Honter gewesen. Nur in allgemeinen Wendungen, in den kindlichen Lauten der Ehrfurcht, stoßartig entläßt sich das Erstaunen, daß durch Honter Großes, ein unnenntbares Heil seiner Kirche und seinem Volke widerfahren sei.

Nun ist gewiß der Bestand unserer Kirche und unseres Volkes ein sichtliches Zeichen, der Geist des Evangeliums sei durch ihn sieghaft in uns gepflanzt und unser unzerstörbares Gemeingut geworden. Honter aber errichtete sich selber unter den Augen seiner Mitbürger ein sichtbares Denkmal auf einem anderen Felde, auf

dem Saat und Ernte näher aneinander liegen, rascher sich folgen, als wie auf dem Gebiete der Kirche. Nicht weil sie es wollte, sondern unabsichtlich wie unversehens hat uns jene Zeit über die Gründung der Schule, die bis heute in Kronstadt den Namen Honter's trägt, mit ausgiebigeren Nachrichten bedacht.

Man fragt fast unwillkürlich, wo sind jene nach Hunderten zählenden Scharen von jüngeren und älteren Männern, die auf den Hochschulen des Auslandes höhere Bildung suchten, die, Zeitgenossen Honter's, Mitarbeiter an seinem Lebensberufe werden sollten — wohin sind jene Menschen gerathen, deren Namen die fleißigen Publicationen aus den Universitätsmatrikeln bekannt machen? Wer sucht, findet kaum einzelne: wenige unter den Geistlichen, vielleicht mehr in dem weltlichen Stande, worüber mir augenblicklich kein genaues Urtheil möglich ist, immerhin ein verschwindender Bruchtheil. Welche Wirkung hat das Statut des Burzenländer Capitels hervor gebracht, daß nur auf Hochschulen unterrichtete Männer Aufnahme in seiner Mitte finden könnten? Die Kirchenordnung Honter's beweist das völlige Gegentheil. Das war ja auch nur ein Schlag ins Wasser, wie wenn etwa nachher sächsische Dorfscommunitäten, deren Mitglieder selten einen geschriebenen Buchstaben, aber gewiß nie einen griechischen sahen, beschlossen, der Schulmeister solle die Kinder auch Griechisches lehren. Auf solchen Bahnen treffen wir Honter nicht. Die einzig richtige Lösung des Räthfels bietet das Urtheil Luthers zunächst über die niederen Schulen, die nichts mehr waren, als wie Hölle und Fegeseuer, da man gemartert ward und doch nichts lernte, und das noch schärfere über die Hochschulen, wo in zehn Jahren die edle Jugend noch weniger lernte, sondern in schändlichem und lästerlichem Leben an Leib und Seele verdarb. Die Lösung bietet das Urtheil Honter's über die heimischen Schulen, die wohl in früheren Jahren gestiftet, nicht durch die Stürme der Zeiten, sondern durch die Nachlässigkeit der Menschen und der Obrigkeit, durch die Ungunst der Feinde der Frömmigkeit vermahrlosten und zerfielen. Was ist die Schuld, zürnt Luther, daß es jetzt so dünn steht um geschickte Leute? Es ist die Schuld der Obrigkeit, die das junge Volk hat lassen aufwachsen, wie das Holz im Walde und die Äpfel an den wilden Bäumen, und nicht zugehsehen, daß man es lehre und erziehe.

Die Reformation brachte Unterricht und Erziehung wieder in die Welt, der beides fehlte; auch die bösesten Gegner werden dieses Verdienst für die Bildung der Welt ihr nicht streitig machen. Dem Urheber und Führer der Reformation, so viel der Kraft eines Menschen Gott der Herr anvertraut, lag nächst dem Heile der Kirche nichts so sehr am Herzen als das Schulwesen, das ja so innig seiner Natur nach mit der Kirche verwachsen ist. Dem jungen Volke zu helfen und zu rathen, ist ihm die größte Sache, an der Christo alles liegt. Wir haben nun das Evangelium fast so lauter und rein als die Apostel es hatten: viel reiner als die alten Väter. Darum so lieb uns das Evangelium ist, lassset uns über die Schulen und Studien halten. Wo sie nicht bleiben, muß das Evangelium weichen und untergehen. Wo sie sind, da wächst es frisch und stark, und wird die Schrift durchtrieben und findet sich der Glaube immer neu durch andere und aber andere Worte und Werke.

Das Sendschreiben Luthers an die Rathsherrn der deutschen Städte ist wie ein Programm. Ihr sollt wissen, Gottes Wort und Gnade ist wie ein fahrender Platzregen, der nicht wieder kommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen: aber hin ist hin, sie haben nun nichts. Paulus brachte ihn nach Griechenland; hin ist hin: nun haben sie den Türken. Rom und lateinisch Land hat ihn auch gehabt; hin ist hin: sie haben nun den Papst. Und wir Deutsche dürfen nicht denken, daß wir ihn ewig haben werden. Houter zog die Consequenzen und verwirklichte Punkt für Punkt die Grundsätze Luthers zur Errichtung einer Schule. Voran steht das Evangelium, der Edelstein in dem goldenen Reife. Es kann allein durch die Studien erkannt, erhalten und verbreitet werden. Aber dann wird in großartiger Weise das Reich aller Kenntnisse und alles Wissens in die Schulen, die unter den Augen Houters und durch ihn entstanden, gesammelt. In ihnen soll das junge Geschlecht erzogen und gelehrt werden, beides Knaben, und Mägdlein, damit sie Männer werden geschickt zu jedem Verufe, darin sie Gott gesetzt, tüchtig zu regieren Land und Leute, oder Frauen, die wolhalten können Haus und Kinder und Gefinde. Die alten Heiden, obchon sie nicht ahnten, daß auch die weltlichen Stände göttlicher Ordnung sind, werden als Muster und Vorbild aufgestellt, die wundergeschickten, trefflichen und vernünftigen Leute. Ihre Historien und Künste, ihre

Poeten und Sprachen, alsdann der ganzen Welt Natur und Wesen, wie es von Anbeginn war, soll die Jugend gelehrt werden, auf daß sie allenthalben Gottes Wunder und Werk in Menschen und Creaturen erschauen. Solcherlei Bücher sollen sammt der Bibel der Jugend in die Hand gegeben, keine Mühe und Unkost gespart werden, Vorrat daran in die öffentlichen Libereien zu schaffen. Das ist eine Stadt des besten und reichsten Gedeihens, des Heiles, der Kraft, daß sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlerzogener Bürger hat. Gott hat uns jetzt so gnädig berathen: so wird er kein weiteres Wunder thun. An uns liegt es, daß wir etwas Redliches aus unserem Volke machen.

In so weitherzigem Sinne, zu so das volle Leben umfassenden Zwecken richtete Honter die Schule ein. Die Gesundheit und Freiheit der antiken Bildung zog ein in das junge Geschlecht, reinigend den Boden für alles Gute und Echte. Jene Schulen sind nicht Stätten bloßer Gelehrsamkeit, zum Erwerbe eines einseitigen, unfruchtbaren Wissens. Jene Menschen hatten dazu weder Lust noch Zeit. Alle Unterrichtsweige durchdrangen das Leben, entsprachen dessen Bedürfnissen, ergriffen es bis tief in die Wurzeln, aus denen der tüchtige Bürger, der starke Mittelstand erwächst, die gewaltigste Stütze der Reformation: wenn wir alles in allem nehmen, die einzige moralische und lebendige Kraft der damaligen Welt. Von den Schulen ist ein Größeres gefordert; was wir leisten und fordern, ist dagegen wie Kinderspiel: Und was die Zeit leisten konnte, leistete sie auch hier redlich. Die Schulen des Mittelalters verfielen dem Schicksale, das sie verdienten. Sie waren geistliche, wenn auch wie in Siebenbürgen nicht überall von der Kirche erhaltene Institute, wurden von Geistlichen geleitet nach den besonderen Interessen dieser. Nicht allein Theologen, sondern Philosophen, Astronomen, Geographen, Juristen, Mediciner waren zumest Geistliche oder genossen die Einkünfte geistlicher Pfründen. Als dann jener moralische Ruin den Clerus ergriff und ihn allmählich bis ins Mark durchhöhlte, wurden die Schulen unaufhaltsam mitgerissen. Daß man uns recht verstehe: vielerorten wurden energische Gegenstöße zu einer erfolgreichen Abwehr gewagt. Dennoch nicht Pflanzstätten der Bildung, vielmehr Brutstätten der Lasterhaftigkeit nannte sie der erzürnte Genius des Jahrhunderts. In den niederen Schulen aber herrsche eine Unter-

richtsweise, die angeleitet von der rauhen Fühllosigkeit des harten Geschlechtes nur in der Barbarei noch Methode zeigte oder Eifer bewährte. Darum soviel auch von den alten Zuständen äußerlich bestehen blieb, es galt auch hier nicht bloß der Verbesserung auffallender Mängel. Die tadelte alle Welt; indem dieselben blieben, was sie waren, sondern es galt die Erneuerung, den Neubau auf ganz entgegengesetzter Grundlage. Ein neuer Geist allein brachte Rettung aus der chaotischen Verwirrung.

Gegen Ende des Jahres 1544 legte Honter den Entwurf einer neuen Schulorganisation dem Kronstädter Rathe zur Einführung vor. Wir sahen, daß schon bisher mancherlei Veränderungen in den letzten Jahren zur Besserung der elenden Schulzustände geschahen. Man erkannte den Mangel und schaffte nach Möglichkeit Wandel. Einige reine Tropfen aber machen nimmer ein trübes Gewässer klar. Nun aber goß Honter mit der Sicherheit des Gelingens in die alten Formen durchaus den neuen Geist, die neuen Grundsätze. Der Boden blieb, aber andere Gestalten durchwandelten die Räume; auch Namen blieben, aber sie gewannen eine andere Bedeutung. Den alten, zwar für andere Verhältnisse und geschichtliche Zustände bestimmten Satz, das Gesetz ist unser Zuchtmeister auf Christum, trägt die Schulordnung HonTERS an der Stirne. Derselbe hat auf dem Boden der Erziehung nicht um die Breite eines Haares bis heute verloren, ob wir denselben auch in beliebige Ausdrücke, wie in den täglichen, durch Gebundenheit zu Freiheit fassen. Das Internat fand Honter vor; er behielt diese gemeinschaftliche Lebensordnung, diese eng gegliederte und geregelte Vereinigung, in der das intellectuelle und moralische Gute erstrebt wird, welche die Ergebnisse des Unterrichtes fördert, die Ausbildung des Charakters leitet, die Kosten der Studien verringert, ja dem Unbemittelten erspart. Die Klöster riß man nieder und baute sie für die Jugend wieder. In der That tragen noch jetzt aus Klöstern hervorgegangene Anstalten diesen Namen, und nicht zu ihrer Unehre. Honter wußte, daß das Internat den alten Schulen zum Fallstrick geworden sei. Doch er fürchtete keine Gefahr: Ich lege meinen Geist auf deine Zunge und gebe dir Kraft, niederzureißen und aufzubauen. In unserer abgelegenen Heimat bergen solche Anstalten, die so leicht der Verknöcherung anheimzufallen, mehr Bedenken in sich, als anderswo. Doch wenn

irgend Jemand, so kannte und vertraute Jonter den frisch erwachenden moralischen Lebensmächten. Bei den Älteren bestanden sie die Probe: Sollte die Macht der Ideale an der Jugend stumpf werden, die Jugend sich der Begeisterung versagen? Dazu schuf er eine eigenthümliche Art der Durchdringung, der Ineinanderwirkung von Unterricht und Erziehung, des Zusammenwirkens zwischen Lehrenden und Lernenden. Ein kleiner Staat ward eingerichtet nach dem Vorbilde der ältesten römischen Republik, bis in die kleinsten Gruppen und Abtheilungen geregelt und umschrieben, mit festen Gesetzen für Studium und Lebensführung umzäunt, die der Willkür vorbeugen, die Ausschreitung schrecken, den Fleiß spornen, der Trägheit wehren. In der Mitte aber des enggeschlossenen Ringes volle Autonomie, volle Selbstverwaltung ausgeübt durch die Volksversammlung und die von ihr gewählten zahlreichen Beamten mit eigenen Pflichten und besonderem Wirkungskreise. Jedem Mitgliede aber, oder sagen wir, jedem Bürger der jungen Gemeinde wird das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit tief in die Seele gedrückt. Die Eide, welche geleistet wurden, sollte es in keinem Augenblicke erlöschen lassen.

Die lateinische Benennung dieser Körperschaften und ihrer Officialen verführten uns vielleicht, an den römischen Staat zu erinnern. Wenn man aber überhaupt vergleichen will, ist nicht noth, so in die Ferne zu schweifen. Das Vorbild liegt nahe genug, und Namen sind nicht die Sache. Die Schulordnung mag in diesem Stücke ebenjogut die Nachahmung der heimischen bürgerlichen Verfassung, die Nachbildung der demokratischen enggeschlossenen Institutionen der Vaterstadt bieten. Sie erstreckt sich nur auf die herangewachsenen Schüler, das eigentliche Gymnasium, bestehend aus fünf Classen oder Jahrgängen, denen voran eine aus ebenjoviel Classen bestehende Vorschule ging, die auch dem bürgerlichen Berufe mit Hilfe eines ausgiebiger angewendeten Unterrichtes in der Muttersprache eine hinreichende Bildung gewährte, wenn der Vater nicht vorzog, seine Söhne noch einige höhere Classen besuchen zu lassen.

Diese beiden nur scheinbar gesonderten Schulen wurden durch die in beiden thätigen Lehrkräfte zu einem einheitlichen Organismus verbunden. Die Lehrer waren verschiedener Art. Vier ordentliche Lehrer, an ihrer Spitze der nur auf ein Jahr von dem Patrone,

dem Stadtpfarrer und dem Rathe eingesetzte Rector; neben ihnen der Musiklehrer, dann Schüler aus der obersten Classe und Abiturienten als Lehrer in der Vorschule und im Gymnasium als Leiter der Einübungen und Wiederholungen des von den ordentlichen Lehrern vorgetragenen Lehrstoffes, der weiter erklärt und ausgelegt wurde. Man darf von dieser Einrichtung nicht gering denken. Sie ist weder ein Erzeugnis äußerer Umstände, noch ein Nothbehelf; sie förderte in vorzüglicher Weise beides, die sichere Einprägung des Wissens, die sofortige Anwendung und Handhabung desselben. Für jene Zeit bildete sie keinen Übelstand, sondern einen Vortheil. Wir sehen in ihr nicht Gedächtniswerk oder die etwa beabsichtigte Verbindung von Theorie und Praxis, obwohl auch das nicht gering anzuschlagen wäre. Sie bedeutet uns den Erwerb eines unverlierbaren Schatzes an Wissen, der nicht verfliegt und erblasst in Lebensstellungen, die entweder an sich von weiteren Studien abziehen, oder in denen der einzelne fernab von allem geistigen Verkehr, entblößt von den Mitteln weiterer Bildung, das Dasein zubringt. Wir denken an den Rathsherrn, der zugleich Handwerker oder Kaufmann ist; an den Pfarrer im entlegenen Dorfe. Beiden gewährt sie und erhält sie die köstliche Gabe, in dem drohenden Wirbel des Alltages die ewigen Gedanken Gottes an die Menschen, oder was je ein menschlich Gemüth in den edelsten Geschäften des Lebens gefühlt und erwogen zu tragen: — beiden die Kraft und die Fähigkeit, sich die Liebe zum Ideale, zu den Gütern des Geistes, zu männlicher Tüchtigkeit, oder was sonst Freiheit und Schönheit, Religion und Volk und Vaterland sind, zu behaupten und in die Umgebung zu pflanzen.

Honter stimmte die ganze Schulordnung auf diese himmlische Tonleiter. Er führte in den Unterricht ein Musik, Poesie, Grammatik, Rhetorik, Theologie, Dialectik, Logik, Geographie, Geschichte, Arithmetik: diese schönen Künste zumal, wie die Zeit sie nannte, durch welche sie blühte. Die Schule Honter's erfreut sich an Festlichkeiten, bei denen Komödien der Alten dargestellt, berühmte Reden anderer oder von Lehrern und Schülern verfaßte gehalten, bei denen die damals so beliebten Disputationen geübt wurden. Für jede zweite Woche wurden diese geistigen Turniere angeordnet. Sie waren geeignet, die Schlagfertigkeit zu entwickeln, was sonst nur Gedächtnis-

werk als eigenes, geistiges, denkend durcharbeitetes Vermögen zu gestalten, die Geläufigkeit im Erfassen des Gegensatzes zu üben, die treffende Widerrede in den verständlichen Ausdruck zu kleiden. Das waren ja auch Erbstücke aus dem Inventar der alten Schule, nicht zu verachten und wertvoll, wenn sie gereinigt wurden von den Spiegelfechtereien leerer Wortgefechte; unschätzbar, wenn sie erfüllt wurden mit den Wissenszweigen der neuen Zeit, mit dem fröhlichen Ernste, der das Lernen und Leben der gesunden Jugend begleitet.

Wegweiser waren der Rector, die Lehrer, welche gerne einer dem andern die angesehenere Stelle einräumten, die zuverlässigen geprüften Nebenlehrer. Auch sie hielten regelmäßig Disputationen im Angesichte der Schüler und anderer Zuhörer, denen die erweiterten Räume der Schullocalitäten Platz schufen. Man verseze sich nur in diese Situation. Valentin Wagner, der erste Rector der neuen Schule, und ihre Gründer Hunter mit dem Kronstädter Rathe: was haben wir zu fragen nach dem Inhalte der Vorträge, der Reden und Disputationen? Wovon das Herz voll war, davon quoll der Mund über. Ungesucht gewährte die gegenwärtige Stunde den reichsten Inhalt, da „die Nacht vergangen und der Tag herbeigekommen war“, was Melancthon schrieb, was Luther betheuerte, daß auch in diesem Vaterlande der neue Glaube, der das alte Evangelium ist, mit Gottes Hilfe durch treuer Menschen Arbeit sich eine Heimat erobert habe.

Durch diese Lehrenden und Lernenden wurde das stolze Wort Hunters *ad ornamentum patriae nostrae communis*: — die Reformation, das Kleinod des Vaterlandes, alsbald zur vollen Wahrheit, zur thatfächlichen Wirklichkeit. Sie war nicht der glänzende Schmuck nur für heute und morgen, sondern die Lebensmacht, die es erhielt durch die Jahrhunderte. Und wenn der Rex der Studenten die Volksversammlung des kleinen Staates berief, in der nicht nur Fünglinge, sondern schon härtinge Männer, wie er einer war, erschienen, so berichtete ihm in gesetzter Rede der Drator von den Fortschritten in Studien und Gesittung, im Fleiß und Ordnung. Alsdann antwortete der Rex und mit ihm die ganze Versammlung, nicht für uns, für unsere Person allein, für das ganze Vaterland bringt dieses Streben Heil, auf daß die mitten unter den Feinden durch Gottes Gnade errungene, nicht unrühmliche Bildung lebe, wachse und blühe.

Die Jünger dieser Schule, die fortan unter Sachsen und Ungarn als Lehrer und Prediger berufen wurden, nicht nur: auch die Steine und Trümmer Pannoniens erzählen von der Ehre und Kraft des Geistes, den Honter wachrief: jene neununddreißig Kronstädter Studenten, die bei Marienburg erschlagen wurden; der dicke Brandschutt der Städte und Dörfer, so oft er angerichtet ward, immer überzog ihn eine frische Schichte nicht allein lebendiger Erde, sondern auch des Muthes, der sie zu neuem Gedeihen urbar macht.

Valentin Wagner war eben nach zweijährigem Aufenthalte in Wittenberg heimgekehrt, wo ihn die intimsten Kreise der Reformatoren achtungsvoll aufgenommen hatten, den „frommen, gelehrten Mann von außerordentlicher Bildung“, eine vornehme, feine Natur. Er schloß sich schon früher an Honter an, der ihn nach Wittenberg sandte, wurde sein Freund und sein Nachfolger. Wagner vermittelte den Verkehr Honter's mit Luthers und Melanchthon; er machte die Wittenberger mit den Verhältnissen Siebenbürgens vertraut. Die Spätergeborenen ehren ihn neben Honter als die zweite Säule, die das Heiligthum des neuen Glaubens stützte. Von den übrigen Lehrern erfahren wir nur die Namen. Alle aber bezogen recht namhafte Einkünfte, wozu die Stadtcasse das jährliche Gehalt in Geld und uns nicht bekannte Lieferungen an Naturalien aufbrachte, während andere Einnahmen ihnen noch aus ihrer Stellung als Kirchenbedienten zufließen. Denn die Schule blieb in der engsten Verbindung mit der Kirche, deren Schöpfung sie war. Lehrer und Schüler wurden als exemte geistliche Personen angesehen. Die Lehrer wurden vom Rathe und dem Stadtpfarrer oder auch nur von diesem allein angestellt. Sie verrichteten zugleich mit den Schülern alle jene kirchlichen Dienste, die nicht speciell den ordentlichen Geistlichen verlangten. Sie standen sämmtlich unter der Oberaufsicht des Pfarrers. Wir kennen ja diesen innigen Zusammenhang aus eigener Anschauung, da wir ihn selbst erlebten. Erst der heutige Tag bröckelte unablässig an diesem Bau und brachte den Segen dieser Wechselwirkung in die Brüche.

Mehr als zweihundert Jahre nachher fand Kaiser Josef II., dem freilich in Siebenbürgen kaum etwas verhaßter gewesen zu sein scheint als das sächsische Wesen, zu seiner großen Verwunderung in Kronstadt alles anders als sonst: eine andere Gestalt des Gymnasiums, andere Gesichter der Lehrenden und Lernenden. Gewaltig imponierte

dem doch kundigen Kaiser, was er sah und hörte: unbewußt bezeugte er in diesen späten Tagen das Lob Honter's.

Honter entfaltete in dieser Zeit eine erstaunliche Arbeitskraft; wir sehen ihn ja auf dem Gebiete der Schule und der Kirche zugleich thätig. Mit dem Vollzuge der Reformation verband er die gründliche Neugestaltung der Schule. Beiden Thätigkeiten ist gemeinsam, wie wir bemerken, daß sie äußerlich an vorhandene Einrichtungen anknüpfen, das Lebensfähige in ihnen nicht ignorieren, während sie principiell auf dem Fundamente des neuen Lebens ruhen. Man möchte sagen, wenn es erlaubt wäre: äußerlich Reformation, innerlich Revolution; die Kraft einer fortschreitenden Bewegung ruht auf der Durchdringung beider Principien. Namen und Formen blieben vielfach die alten; der Inhalt, das Wesen, der Geist, und hierauf legte Honter, der kein Revolutionär war, das Gewicht, waren so grundverschieden, daß jede Vermittlung ausgeschlossen wurde, daß eine Versöhnung der Gegensätze auf der einen Seite nur durch einen heillosen Rückfall, auf der anderen allein durch eine rückhaltlose Theilnahme an den unermesslichen Fortschritten im Bereiche der Möglichkeit lag. Denn sie sind an sich unveröhnlich, der Tag mag noch so viele dunkeln Erdfarben und Schatten über sie werfen, oder die Menschen sie verhüllen wollen, wie es geschah, in die weichen Gewänder der Ruhe, in die Schlaffkleider der Unge störtheit des Daseins, indem sie die Sorge um den Ausgleich den vorhandenen irdischen Autoritäten befehlen, die alles wohlmachen werden, weil sie dieselben mit dem Prädicate himmlischer Autoritäten befehlen. Das Gefühl dieses Widerstreites war in Siebenbürgen in derselben Stärke vorhanden, als an allen Orten, die sich der Reformation geöffnet hatten: wie der Unterschied zwischen Tag und Nacht, zwischen Licht und Finsternis erschien es dem einfachen Menschen. Dieses Gefühl durfte nicht erlöschen, noch ermatten: die Aufgabe war, es in den breitesten Schichten lebendig zu erhalten. Es hegt keine Feindseligkeit gegen andere Menschen, andere Meinungen, andere Ansichten; es involviert keinen Haß gegen die Anhänger der alten Kirche. Es lehrt vielmehr erkennen, wie das christliche Heil in die Besonderheiten der einzelnen und der Völker einging, von forschenden und irrenden Menschen in dem Wandel der Zeiten und der Vorstellungen, in dem Wechsel der Bedürfnisse und der Gewohnheiten stets in verschiedenen

Begriffen und Formen aufgenommen ward. Welch eine vortheilhafte Stellung der jungen Kirche zur alten! Schon darum ist ihr der Sieg im Laufe der Jahrhunderte sicher. Die alte Kirche wählte, verfolgen und unterdrücken zu müssen; sie erfüllte ihre Schulen und Schüler mit unverföhnlichem Hass. Hier aber begann man an das schöne Recht zu glauben, auch in dem Gegner den Menschen zu achten, den Bruder zu sehen, den derselbe Vater im Himmel zu demselben Heile berief. Auch diesen Ehrenkranz „der Duldung“, des sichereren Hortes des Glaubens, flocht Honter um den Altar des Vaterlandes. Die siebenbürgischen Religionargeseze bis 1570 geben oft in herzergreifenden Worten dafür das glänzendste Zeugnis.

Dennoch durfte das Bewußtsein dieses Gegensatzes nicht erschlaffen. Er ist für die evangelische Kirche eine Grundbedingung ihres Aufkommens, ihres ungefährdeten Bestandes: nicht eine Waffe wider den Gegner, sondern das Rüstzeug, das den eigenen Blick schärft, die eigene Kraft stärkt, damit schon in der Jugend der innige Bund zwischen Glauben und Leben die himmlischen Früchte bringe. Für diese hohen, schwer erreichbaren Ziele gründete Honter die Schule; seine Wirksamkeit für Kirche und Schule ist darum identisch. Die beiden Worte sind für uns, man erlaube uns den unedlen Ausdruck, abgebrauchte Schlagworte geworden; in jener Zeit erst erwachte der helle Klang derselben, dessen reinen Ton in dem Lärm des Tages heute nur noch wenige hören. — Aber das junge Geschlecht sollte sich evangelisch fühlen und „betragen“ lernen, in der Lebenslust des Evangeliums gesund an Leib und Seele aufwachsen, in seiner Wahrheit hörend, in seinem Lichte sehend, in seinem Glauben treu werden, auf daß es ganz sein eigen sei und ihm diene lebend und sterbend.

Honter gab seiner Thätigkeit Flügel. Zu den schon früher von ihm verfaßten Lehr- und Lernbüchern, den Grammatiken der lateinischen und griechischen Sprache, erschien eine große Zahl anderer Lehrbücher der Denklehre aus Aristoteles, der Beredsamkeit aus Cicero und Quintilian, eine Auswahl „gestügelter Worte der Griechen und Römer“ nach der Sammlung des Erasimus, eines Werkes, das zur Verbreitung der Kenntniss und der Verherrlichung des Alterthums das meiste beigetragen haben soll. Ferner Werke des Hesiod, Aristoteles, Plato, Luthers, Melancthons, Disticha über den Inhalt

der einzelnen Capitel des Neuen Testaments und vieles andere, wie es die Zeit und der Umfang der damaligen Gelehrsamkeit unbedingt forderte. Man hat nicht weniger als fünfundzwanzig Schriften unter seinem Namen aufgezählt. Man muß die Vorrede des Caspar von Pest zu den „geflügeltten Worten“ lesen, um den Eindruck zu ermessen, den sie machten, den Wert, welchen die näheren Genossen und die entfernteren Freunde ihm beileigten.

Unter allen diesen Arbeiten machten keine den Namen Honter so allgemein bekannt, als die geographischen. Durch sie wurde er in der halben Welt berühmt, auch wo man ihn als Reformator verdammt. Er unterzog sich in der Heimat bald wieder der mühseligen Arbeit des Kartenschneidens, indem er die Mängel seiner ersten Karte von Siebenbürgen, welche die erste des Landes überhaupt ist und im ganzen nur das Sachsenland berücksichtigt, ausmerzen wollte. Alle Exemplare der früheren Karte, deren er habhaft werden konnte, zog er ein; sein Entschluß war, eine neue, genauere zu verfertigen. Da faßte er den ausgedehnteren Plan, seine Grundzüge der Weltbeschreibung umzugestalten, das Buch nach Form und Inhalt vollständig zu ändern und demselben ein ausgiebiges Kartenmateriale anzuschließen. Es ist gewiß wirklich so: in den schwerbewegten Jahren 1540 und 1541 erzeugte er nicht weniger als sechzehn Kartenbilder, von denen drei die Räume des Himmels und der Erde darstellen, unter ihnen eine Erdkarte, die Amerika wie eine langgestreckte Insel darstellt, acht Karten von europäischen Ländern, drei von Gebietstheilen Asiens und eine von Afrika bis zum Mondgebirge. Die meisten dieser Karten sind nach den besten Vorlagen, die es gab, gezeichnet, nur die von Deutschland und Ungarn mit Siebenbürgen sind Honter eigenthümlich.

Das Zeitalter der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und Amerikas war heißhungrig nach geographischen Kenntnissen. Vorzügliche Kräfte versuchten, das Bedürfnis zu befriedigen. Unter den ersten steht Honter da, dessen geographisches Wissen die Höhe der Zeit erstiegen, ja sogar überragte. Theoretisch und praktisch zugleich, was nicht jeder vermochte, geht er allen voran. Daß die Karten arg verzeichnet sind, daß sie unseren heutigen Anforderungen nicht entsprechen, wird niemand hereden wollen. Ist es aber nicht unjählich viel, daß Honter die enge Heimat in das wissenschaftliche

Leben des Abendlandes so ehrenvoll einbürgerte, daß Kronstadt, wie ein begeisterter Anhänger dieser Bestrebungen sagt, durch ihn berühmt und er selbst als „ein großer Mann gepriesen ward, obwohl ihn das Land der Barbaren geboren“. Die geographische Unkenntnis des Geographen am Rhein zählte Siebenbürgen zum Lande der Barbaren. Doch wird man nicht ohne frohe Nührung jene Blätter ansehen oder die Stempel von der Hand Honter's, deren noch einige vorhanden sind, oder von jener ersten Specialkarte des Vaterlandes mit den Zeitgenossen die Freude zu fühlen über die im Profil gezeichneten Berge und die Wälder so hoch da droben, über die kleinen Bilderchen der Städte, nicht nur der dicken Mauern und Thürme Hermannstadt's und der an den abschüssigen Bergen gelegenen Kronstadt, sondern auch die Ringmauern von Mediasch und das doppelt hochragende Schloß von Schäßburg, die Befestigungen um Bistritz, nebst einigen noch heute erkennbaren Dorfsburgen.

Und es ist gewiß so, Honter hat es selber geschrieben: während er mit dem Schneiden der Karten beschäftigt war und mit anderen schweren Aufgaben beladen, vor denen manchem das Herz erbeben mochte, brachte er die Weltbeschreibung in eine neue Form. Er vermehrte ihren Inhalt um das Doppelte und goß ihn in die lateinischen, wunderleicht fließenden Verse: eine Geographie des Himmels und der Erde in Hexametern, zu der die Karten erläuternd und ergänzend gehörten. Im Jahre 1541 hatte er die Arbeit vollendet; noch meinte er, sie sei voller Fehler und Mängel; er hoffte auf den Rath und die Correcturen kundiger Freunde. Einige Exemplare wurden gedruckt und versendet. Rathschläge zu Verbesserungen, wo hätte er sie im Vaterlande finden können? Ich weiß nicht, ob er auf solchen Beistand überhaupt wartete. An Verantius in Weißenburg war ein Exemplar abgegangen. Honter wartete vergeblich auf Antwort. Da schickte Anfang 1542 der Kronstädter Rath den Stadtarzt Paulus zum todfranken Bischof Statilius nach Weißenburg, zu dem Oheim des angerufenen Domherrn, der als der gelehrte und besondere Freund Honter's angesehen wird. Honter erneuerte in einem Schreiben vom 1. Jänner 1542, welches Doctor Paulus, sein lieber Gevatter, bestellte, sein Ansuchen um unnachsichtliche Censur, denn er verlange das Urtheil einsichtiger Männer. Der Brief Honter's ist gemessen, selbstbewußt und kühl; ich meine, es sei der letzte, den er an den

Domherrn richtete. Honter hat auch auf Antwort nicht gewartet. Rasch genug erschien 1542 die umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe, welche das Buch in der vollendeten Gestalt bietet, in welcher es unzähligemale in der Schweiz, in Deutschland nachgedruckt, ein Lieblingsbuch der Lehrer und Studenten wurde. Tag und Nacht, ermahnt Einer, solle man über dem trefflichen Werke liegen und es studieren.

Die Vorbeerkrone des Dichters war damals an die lateinische Sprache geknüpft. Honter hat sie nicht gesucht. Er hat sich bemüht, den spröden Stoff aus dem Erdboden in das Reich des Gedankens, der Erfahrung, der Geschichte zu erheben. So erzählt Honter von den Wundern der Himmel, die des Ewigen Ehre verkünden, dann von den Grenzen der Länder, den ragenden Bergen, den rinnenden Wassern, den Buchten der Meere in der Sprache der Alten, ihren Ruhm einflechtend in die Namen der Berge und Thäler und Städte. Und damit wir die Übersicht weiterführen: Honter erzählt von der kleinen Welt des Menschen der Gegenwart, für den das Wort der Allmacht die große Welt schuf, den der göttliche Geist erfülle trotz aller Fehler und Mängel, von dem das göttliche Ebenbild seines Ursprunges nicht gewichen sei: was der Verstand erfann, die Hand kunsfsinnig bereitet, von Thieren und Früchten, von Ämtern und Ständen, den Angesehensten bis zu den Niedrigsten herab, von den Bauten der Häuser und Schiffe, von dem Purpurgewand, das der König trägt, bis zur Sohle, die der Hirte an den nackten Fuß schnallt; von Leiden und Freuden des Daseins, von gesunden und noch mehr von dem Heere kranker Tage.

Mitten unter dem Geräusche der Waffen und dem Toben der türkischen Teufel schloß Honter sein Handbüchlein der Geographie, eine Schatzkammer alles Wissenswerten. Das macht ja das Schauspiel, das wir zu beschreiben versuchen, zu einem so großartigen. Das sind Männer von seltener Art gewesen, die mitten in Kriegen und Kriegesgeschrei, wo der Boden unter den Füßen wankt, still und ruhig, wie wenn der heiterste Himmel wäre, das Werk des Friedens treiben. Es gieng ja, wie wir anführten, die Rede, wohin ein türkisches Ross den Huf aufsetzt, da wächst kein Gras mehr. Zu jeder Stunde konnte die Wuth dieses wilden Schwarmes sich über sie wälzen und sie zertreten. Letzthin hieng es fast nur an dem dünnen Lebensfaden

eines zweijährigen Kindes, daß es nicht geschah. In dieser angstvollen schrecklichen Zeit wurde die Kirche neu gegründet und mit der neuen Schule unterbaut, welche die Hoffnung der Kirche war, wie die Kinder die Hoffnung und der Stolz der Mütter. Mit der Anspannung des ganzen Reichthumes seiner geistigen Fähigkeiten war Gonter thätig. Stein für Stein trug er zum Aufbaue herbei. Die Freunde im Rathe, die ganze Obrigkeit der Stadt widmeten unentwegt die gleiche Liebe und Sorgfalt der äußeren Pflege beider Anstalten und machten ihren Bestand, ihr Gedeihen möglich. Wie der Angapfel ward das Kleinod gehütet.

Wir müssen bedenken, daß das Staatsbewußtsein damals überhaupt wenig, in unserem Vaterlande noch weniger galt, als an anderen Orten. Erst im Gefolge, als eine Consequenz der Reformation, regte es die Schwinger. Das Kirchenbewußtsein überwog mächtig in allen Nationen. Das Kirchenthum stand im Mittelpunkte aller Verhältnisse: von England herüber bis in unsere Heimat war es der belebende Pulsschlag, der die Anstrengungen der Völker, die Energie und Hingabe derselben um sich sammelte, in seinem Dienste einigte. Auf der anderen Seite aber erwies nunmehr die Kirche hiefür die vollste Dankbarkeit der weltlichen Gewalt, von der sie gepflegt und genährt und geschützt ward. Aus kirchlichen Principien oder wenigstens auf kirchlicher Grundlage ist das göttliche Recht der Obrigkeit hergeleitet und begründet worden, der Staat als eine Gottesordnung angesehen, der Gehorsam gegen die Obrigkeit als göttlicher Auftrag an die Christen. Niemand faßte denselben reiner auf, vertheidigte ihn beredter, als derjenige, der ihn zuerst auf die Bahn brachte und in das Rechtsleben der Völker einführte, Luther. Wir hatten schon Gelegenheit, die gemeinnützigsten, wohlthätigsten Wirkungen dieser Tendenz zu bemerken: für unser Volk nämlich ist die Wechselwirkung derselben von unschätzbarem Werte. Darum mußten wir ihr noch einige Worte des Verständnisses leihen: Gonter und die Kronstädter sind von ihr ganz durchdrungen.

Auf allen Punkten tritt die freiwillige, innige, noch durch keinen Schatten getrübe Vereinigung kirchlicher und weltlicher Gewalt sichtbar vor das Auge. Nicht allein die Personen, die sie repräsentieren, machen das einträchtige, herzbewegende Vorgehen möglich, dem wir noch heute Athem und Leben verdanken: sie werden vielmehr auch von diesem

Zuge der Zeit, der bald von dem Willen des einzelnen unabhängig wurde, geleitet.jene Männer verstanden die Zeit; sie gehorchten ihren größten, edelsten Impulsen.

Man war gewiß hinreichend belehrt und gründlich überzeugt, daß „Möncherei und Geisterei kein Nutzen, sondern eitel schädlich Irrthum und Verführerei ist“ und griff mit „gutem, festem, christlichem Gewissen das große Ding an“, die Klöster aufzuheben. Dennoch handelte man mit der größten Vorsicht. Schon 1542 wurde das Haus der Cistercienser auf dem Katharinenhofe in eine Schule verwandelt. Alsdann, weil „nicht die Habsucht dem geistlichen Gute, sondern der christliche Glaube den Klöstern feind war“, — in dieser Zuversicht löste man das große Dominicanerkloster auf; 1545 bestand es nicht mehr. Von diesem Jahre an bis zum Jahre 1547 wurde unablässig daran vergrößert oder umgebaut. Es wurde die Heimstätte des Gymnasiums Ponters, ein stolzes Gebäude, wie Schefäus sagt. Es ist keine Frage, daß das Vermögen der Klöster, namentlich die ausgedehnten Ziegelschlagereien der Dominicaner, die Unkosten des Baues decken halfen. Mit einem andern Theile der Klostereinkünfte wurden die ausgetretenen Brüder und Schwestern „reichlich und milde bis an das Lebensende versorgt“, oder sie wurden an die Hospitäler gereicht. Von der königlichen Stiftung aus dem Martinszinsje von jährlich fünfzig Gulden erhielt 1545 das große Hospital dreißig Gulden, den Rest zwei Siechenhäuser, von denen eines nur in den letzten Jahren errichtet werden mußte.

Der Eifer ruhte keinen Augenblick; die Aufgaben ermüdeten nicht, eher spornten sie den Muth und die Lust, ihnen zu genügen. Ein Gemeinwesen von über zweitausend steuerzahlenden Familien, das zudem viele reiche Besitzungen hatte, gerieth allerdings nicht so leicht in Verlegenheit. Es würde gegen den Charakter unseres Volkes und stracks wider die Menge von Nachrichten, die wir aus unserer Vergangenheit haben, verstoßen, wenn jene Zeit versäumt hätte, an die Erziehung des weiblichen Geschlechtes zu denken. Aber auch jene Jungfrauen sollten aus der Quelle des neuen Lebens schöpfen, auch die Mädchen und Frauen aus der Finsternis befreit und Sängern des Evangeliums werden. Nicht nur eine edle Frauengestalt, sondern zahlreiche ergebene Anhängerinnen der evangelischen Kirche begegneten uns allenthalben, namentlich in Kronstadt. Es nimmt uns nicht

wunder, daß man kaum sagen kann, wie eine Mädchenschule in Kronstadt entstanden sei. Es ist wie selbstverständlich: nur wie im Vorbeigehen erwähnt ein Rechnungsbuch auch die Besoldung des Lehrers in der Mädchenschule.

Indem die letzten Reste des altkirchlichen Organismus verschwanden, wurde das Programm Luthers ganz verwirklicht. Die geringen Bücherstücke der Dominicaner und einer Kirchenbibliothek verleihte man, soweit sie noch für brauchbar galten, der Bibliothek der neuen Schule ein. Schon früher hatte man für diese Sorge getragen. Was wollen jedoch die Bücheranschaffungen im Betrage von fünfundsanzig Gulden im Jahre 1533 bezagen gegenüber den Aufwendungen, die jetzt gemacht wurden? In den Jahren 1543 und 1544 gab die Stadt für Bücher nicht weniger als 338 Gulden aus, eine Summe, deren Höhe man nur dann recht tagieren kann, wenn man bedenkt, daß ein gewöhnliches Bürgerhaus damals nur den Wert von fünfzig Gulden repräsentierte. So wurde die oft genannte Bibliothek gesammelt. Bald befaß sie die Anzahl von 600 Bänden, unter ihnen siebenzig Manuscripte. Der Ruhm der Ofener Bibliothek des Königs Matthias Corvinus war noch in aller Munde, die Trauer über die wüste Zerstörung derselben durch die Türken in den Herzen aller Gelehrten. So ward die Büchersammlung in Kronstadt wie zum Troste für den Verlust als deren Nachfolgerin als deren Ersatz angesehen; sie ist auch die längste Zeit hindurch fast die einzige und größte im Lande gewesen. Sie mag wirklich aus dem Brande von Ofen gerettete Stücke erhalten haben; die Manuscripte dürften meist in der Walachei oder in der Türkei durch reiche Kronstädter Kaufleute erworbene Handschriften ehemaliger Byzantiner gewesen sein. Das war mehr denn ein Menschenalter früher, als die Universität 1578 unter schwierigen, mit den engherzigsten Bedenken durchsetzten Berathungen zu dem dann doch nicht effectuierten Beschlusse sich aufraffte, den Hermannstädtern, welche die Begründung einer Schule dem „Lande und der Jugend zu gut“ beabsichtigten, Mithilfe in Geld zu leisten unter der sonderbaren Bedingung, daß es ihnen gelinge, zwei fremde Lehrer aus dem Auslande anzuwerben!

Kronstadt schwieg bei diesen Berathungen stille und wehrte sie von sich ab; es nahm an ihnen gar nicht theil: hatte es sich doch schon wolberathen und selber geholfen. Wie matt und jämmerlich

hinkend erscheinen sie nicht gegenüber dem fröhlichen Ringen und Wagen, wo keiner dem andern genug that! Hier fehlte Honter, der Herzschlag, der ihn erregte, die Autorität, die er besaß, die opferwillige Zustimmung, die seine Rathschläge gefunden, die freudige Nachfolge auf der Bahn, die er ebnete und selber beschritt. Es fehlten die Männer, die ihn umgaben, die Stadtrichter Fuchs, die Stütze Honter's bei der Reformation, Benkner, dessen Herzenssache die Schule war. Die beiden Männer erbauten auch die Papiermühle. Das Wasserzeichen des Papiers zeigt einmal das Wappenbild Kronstadt's, dann, wie im frohen Scherze, das Zeichen eines Fuchses. Denn nicht eine Last, ein Vergnügen, eine heitere Genugthuung empfinden diese Männer in der Mitarbeit an dem großen Werke, wie es in ihrer frommen Sprache lautete, an diesem gottseligen Werke. Sie hatten kurz und gut gezeigt, wieviel eine sächsische Stadt in diesem Vaterlande vermag, wieviel sie wert ist.

Eine vollständige Umwandlung geschah im Laufe weniger Jahre: fast ohne Geräusch, für Einzelne nur ein Stein des Anstoßes, für die Gesamtheit ein willkommenes Ereignis. Der geringe Widerspruch, den sie erfuhr, konnte nicht hindern; die Anfechtungen, die von außen drohten, wurden unschädlich gemacht, sie schufen kein Aufhalten, eher den Antrieb zu rascherem Vollzuge der vollendeten Thatsache. Eine sächsische Commune, nicht einem unbewussten Drange nachgebend, vielmehr im vollen Bewußtsein von der Tragweite, in klarer Erkenntnis von der Nothwendigkeit des Geschehenden, mit aller Überlegung die günstigen Umstände benützend, in dem vollen Kraftgeföhle der entschiedenen Überzeugung, löste sich aus dem Bunde der alten Kirche, aus den Umschlingungen der Hierarchie, der sie sich selbständig und ihrer selbst gewiß entgegenstellte. Die evangelische Kirchenlehre, zu der man sich bekannte, durchdrang wie ein neues, gemeinsames Vermögen die Geister und die Gemüther, als ein neues, gemeinsames Besizthum, wie man auch in diesen Gegenden noch nie ein gleiches, herrliches Gut geschaut hatte. Das Evangelium wurde der Schwerpunkt, auf dem die Volksgemeinschaft sich aufbaute: es erfüllte das Leben, änderte die Anschauungen, weckte die Gedanken, schuf ein neues Wollen, neue Sitten und Gewohnheiten oder legte den alten eine andere Bedeutung unter. Auf diesem Fundamente erneuerte sich die Familie, gewann das häusliche Dasein eine andere

Gestalt, das tägliche Leben einen anderen Sinn, die Worte, mit denen man sich grüßte, die Glückwünsche, die man sich brachte, eine andere Form. Das Irdische und Menschliche trat in eine neue Verbindung mit dem Ewigen: ein neuer Ton klang aus den Herzen zur Gottheit empor.

Der Frühling des Geistes offenbart sich nicht an so vielen äußeren, sichtbaren Merkmalen wie der in der Natur. Wenn er aber da ist, sieht doch auch ihn jedes Auge, vernimmt ihn jedes Ohr, kann ihn jede Hand greifen. Jeder Lebendige Athemzug spürt ihn. Als eines Zeichens des Frühlings gedachten wir zumal der Schulgründung, des Paradieses der Jugend, in dem sie nun heranwuchs in dem Katechismus und den zehn Geboten, in Glaube und Liebe, in viel Fertigkeiten und reichem Wissen aus den Schätzen der Natur, aus den Errungenschaften des Geistes, aus der Entwicklung der Menschheit, damit die Kluft zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen Pflicht und Erfüllung immer kleiner werde, damit der Mensch aufhöre ein Stümper zu sein, damit jeder Tag seine Arbeit und jede Arbeit ihre Meister finde.

Es ist schlechterdings nicht erlaubt, Kirchliches und Weltliches hier voneinander zu sondern; eine Scheidung zwischen Kirchengemeinde und politischer Gemeinde, wie der heutige Tag sie beliebt, ist nicht möglich. Von dieser Zeit an decken sich unter den Sachsen beide Verwaltungsbegriffe. Ein Widerspiel der Interessen sollte es überhaupt nicht geben: nicht nebeneinander, sondern in inniger Vereinigung verfolgten sie dasselbe Ziel. Durch die Reformation Honters erhielten unsere Gemeinden eben diese Signatur in so vollständiger Ausprägung, daß selbst der falsche nivellierende Zug des heutigen Tages dieselbe nicht verwischen kann. Dieselben Männer waren auf beiden Gebieten in einmüthiger, ungetrübter Übereinstimmung thätig. Dennoch ist unschwer einzusehen, wie sehr die Macht gerade der Bürgergemeinde äußerlich zunehmen mußte, gestützt und gehoben von den kirchlichen und religiösen Trieben, die ihr in vollstem Maße zugute kamen. Von dem kirchlichen Nimbus, der bisher andere Häupter geschmückt hatte, gieng ein großer Theil auf die städtische Obrigkeit über: Die Amtsbefugnisse derselben, die Ausdehnung ihres Einflusses, ihre moralische Macht erweiterte sich von selber, ungesucht. Die Stadt, das gesammte Municipium, die Terra Barcensis, wurde

ja erst jetzt Herrin ihrer Geschichte. Die Macht des Clerus war gebrochen; obwohl sie nie groß war, so war es doch unbequem gewesen, immerfort Wache zu halten gegenüber den meist zu winzigen Geringsfügigkeiten herabschrumpfenden Eifersüchteleien der gegenseitigen Machtbefugnisse. Auch der Clerus unter den Sachsen, obwohl meist sächsischen Blutes, konnte den Ursprung, von dem seine Macht sich herschrieb, nicht verleugnen, und weil er nie größere Tendenzen in seinen Sinn faßte, so wandte er nicht einmal nur alle Machtmittel kirchlicher Censuren und Strafen etwa um einen Pferdehuf auf.

Derselbe Vorgang wiederholte sich innerhalb der deutschen Reichsstädte, mit denen wir unsere heimischen Städte an Unabhängigkeit und Selbständigkeit vergleichen dürfen. Kronstadt aber that noch einen Schritt weiter. Der Urheber, der Führer der kirchlichen Reform, faßte direct den Plan auch einer bürgerlichen Reform. Houter wurde der Schöpfer des bürgerlichen Gesetzes seiner Vaterstadt und seines Volkes.

Houter begegnete uns schon auf diesem Boden; wir bemerkten seine Vertrautheit mit juridischen Kenntnissen. In ungleich reicherm Maße brachte er sie jetzt in Anwendung, nicht nur durch Auszüge aus schon vorhandenen Rechtsbüchern, sondern durch eine selbständige, in sich gegliederte und geordnete, organische Arbeit. In erstaunlicher Weise offenbarte er die Beherrschung des Stoffes. In demselben Jahre, wo er Stadtpfarrer wurde, veröffentlichte er das Handbuch des bürgerlichen Rechtes zum Gebrauche der sächsischen Städte und Stühle in Siebenbürgen.

Welche Menschen von originaler Geistesstärke, von eingeborenem, rastlosem Thätigkeitstriebe beglückten doch jenes Zeitalter! Houter erkennt die Nothwendigkeit, die Tragweite eines geschriebenen Rechtes, da die einfachen Traditionen, die mündlich fortgepflanzten Gesetzesregeln des Mittelalters den vielgestaltigen Verhältnissen der Gegenwart nicht mehr entsprechen. Er erkennt diese Nothwendigkeit nicht allein für den engen Kreis der Vaterstadt, sondern vor seinem eindringenden Sinn, vor seinem offenen Blick, seinem warmen Herzen erhebt sich klar die Aussicht auf den unermesslichen Segen, den ein geschriebenes Recht über das ganze Volk verbreiten werde. Ihm mangelt nicht die Fähigkeit, nicht der Muth, die dazu gehören: sofort schreitet er zur That und schafft zu dem religiösen Bande noch dieses andere,

damit der Zusammenschluß der einzelnen Glieder des Volkes zu einem einheitlichen Ganzen vollendet werde. Die Volksgenossen begrüßten das gedruckte Handbuch, aus dem nach einigen Jahrzehnten das „Eigen Landrecht der Sachsen in Siebenbürgen“ hervorgieng, mit hellem Jubel.

Denn im Augenblicke ermaß man allerorten, soweit die Einsicht reichte, die Bedeutung der Sache. Die Magistrate der ganzen Nation empfingen das Werk mit Entzücken: ehrerbietig nannten sie den Namen seines Urhebers. War derselbe schon bisher vielen theuer gewesen, das unfägliche Glück wurde jetzt von allen empfunden, einen Mann von solchen Gütern und Gaben in dem Kreise der Volksgenossen zu haben. Ein Ehrengeschenk von hundert Gulden votierte vor einigen Jahren die Universität der Sachsen dem Verfasser des Auszuges aus den Handekten; jetzt verdreifachte sie die Summe eines zweiten Ehrengeschenktes, als eines geringen äußerlichen Zeichens der Anerkennung, die nicht der Wert des glänzenden Metalles ausdrückte, sondern die Hand, die es darbot. Zugleich wurde nämlich beschlossen, das Handbuch unverzüglich in die Praxis einzuführen und Honter um eine Übersetzung ins Deutsche zu ersuchen.

Der vielgewandte Valentin Wagner aber, der nach Jahresfrist das Rectorat an der Schule mit einer Rathsherrnstelle vertauschte und aus dieser nach abermaliger Änderung des Lebensberufes Honters Nachfolger im Pfarramte wurde, begrüßte in einem begeisterten Gedichte, das die Einleitung, die Vorrede des Buches bildet, die weisen und fürsichtigen Herren Bürgermeister, Richter und geschwornen Rathsherrn der sächsischen Städte und Stühle, seinen für sie epochalen Inhalt meisterhaft zeichnend:

Während ringsumher der tobende Feind uns umdränget,
 Und von des Krieges Sturm zittert des Nachbars Gebiet,
 Schenkte die Gnade, die nimmer erlischt, des himmlischen Heilands,
 Uns des göttlichen Worts Freiheit und Reinheit zurück.
 Aus der Kirche entflohen des Irrgeists teuflische Künste,
 Und in erneuertem Glauz strahlet das göttliche Licht.
 Siehe, da sorgtet ihr bald, voll treuen Sinns, daß den Städten
 Werde der schirmende Wall, der im Gesetze besteht:
 Daß auch das Recht sich im Geiste des neuen Lebens erneue,
 Unfern Glauben nicht mehr drohe mit feindlichem Sinn,
 Um wie eine Kirche, die sieben Burgen umschließet,
 Ein gemeinjam Gesetz schützend die Treue erfreu'.

Wahrlich ein Streben, wie keines dem Himmel je lieber. —
 Denn das Gesetz ist ein Gottesgeschenk, das der Erde
 Sterblichen Söhnen herab liebend der Himmel gereicht.
 Darum findest du nie die Kunde, die heil'ge, des Rechtes,
 Wo nicht der göttliche Geist gerne die Wohnung gemacht.
 Vielmehr die er erfüllt, die ordnen Gesetze und Rechte,
 Dafs sie dem Menschengeschlecht dienen zum Frommen und Heil.
 Also schirmt es der Menschen Verein, den Wandel der Menschen,
 Dafs ein jeglicher sich froh seines Rechtes erfreut.
 Aber entferne der Stadt das gerechte Gesetz, dann entfliehet
 Schnell mit eilemdem Fuß fort aus den Mauern die Treu'.
 Hältst die Willkür du mit Gesetzeskraft nicht in Schranken,
 Bald wird nichts mehr sein, was dem Bürger gehört.
 Nicht der Zufall fügte zu festem Bunde die Städte,
 Sondern die heilige Ehen und der Rechtllichkeit Sinn,
 Und die mit einem Geist die süße Eintracht erfüllt,
 Hält mit der Frömmigkeit Band dauernd die Treue verknüpft.
 Laß denn, ich flehe zu Dir, Gott, Siebenbürgen gesegnet
 Sein, und dieses Gesetz förd're die Wohlfahrt des Volks!
 Wohl hat in Theile gebracht und mit Einsicht weis' es geordnet
 Honter selber des Volks redlichen Eifers besorgt.

Selten ist mit solchem Sinn die Einführung eines Gesetzes, das die schneidigen Fragen über Mein und Dein löst und austrägt, eingeleitet worden. In so edle Wendungen, so erhabene Gedanken bricht die freudige Bewunderung für das vortreffliche Werk und seinen Urheber aus.

Der erwähnte Beschluß, sowie das Ansuchen der Nationalversammlung an Honter ist ein sichtbares Zeichen, daß die noch vorhandenen Rivalitäten zwischen Hermannstadt und Kronstadt, die sich gerade in diesen Zeiten schmerzlich genug bemerkbar machten, vor Honter zurücktreten. Die Frage ist noch nicht gestellt, viel weniger deren Lösung versucht worden, wie die verstreuten Theile der Sachsen in unserem Vaterlande zu einem Volksganzen zusammenwuchsen. Es ist in diesen Jahren geschehen, und ich wüßte keinen anderen zu nennen, dem wir es verdanken, als Honter. Die große, stark bewegte Zeit, die auch aus dem Feigling einen Mann zeugte, Honter's imposante Haltung brachte die Eifersüchteleien zum Schweigen. Vor dem Hauche seiner Begeisterung für Kirchenthum und Volksthum schmolzen die noch übrigen eisigen Reste des anererbten Zwiespaltes, der die Einfügung des Burzenlandes in die Hermannstädter

Provinz begleitete und die Einigkeit, von der doch beide fühlten, daß sie zwischen ihnen nicht sterben dürfe, gefährdete. Gerade die beiden letzten Jahrzehnte förderten ärgerliche Symptome dieser Art zutage, die, von beiden Seiten angezettelt, verschuldet und genährt, die Führer auf beiden Seiten nicht ruhig schlafen ließen. Ein unvergleichliches Verdienst erwarb sich Honter auch hier. Vor dem Übergewicht seiner Persönlichkeit, vor der Schwungkraft seines Auftretens, die auch den befangenen Menschen über sich selber erhob, verstummte der kleinliche Hader. Noch mehr wie die drängende Zeit lehrte er die Nation höhere Aufgaben kennen und spannte die Kräfte insgesammt an für die Erreichung der höchsten Ziele des Volkslebens, gegen welche das Trachten nach Vorwiegen des einen Gliedes über das andere in die leere Nichtigkeit versank. Denn auch hier bedurfte es keinen geringeren Mann als ihn, diese selbstlose königliche Natur, vor der die Nebeldecken der Selbstsucht zerrissen. In der Verbindung kleiner bürgerlicher Gemeinwesen spielten Rechtshaberei und persönliche Reibungen immer eine Rolle, oft eine sehr schädliche. In größeren Staatswesen verschwinden diese untergeordneten Tendenzen vor der Würde und der Majestät des Königs, der sich alle beugen. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß die geistige Hoheit Honter's und seines Werkes ihm eine analoge Bedeutung für sein Volk vindiciert.

Im Jahre 1545 wiederholte die Nationalversammlung den Beschluß des vorigen Jahres, betreffend diejenigen Gemeinden, welche das Wort Gottes noch nicht angenommen hatten. Es gab deren noch sehr viele. Daran wurde das Begehren geknüpft nach gleichförmiger Einrichtung des ganzen Kirchenwesens allerorten, nach einheitlicher Ordnung der Ceremonien und Gebräuche. Die junge Kirche bedurfte einer Verfassung. Man kam überein, die Ausarbeitung eines Statutes in dieser dringlichen Sache gelehrten Männern anzuvertrauen, die ihre auf die Schrift allein gegründeten Vorschläge der nächsten Nationalversammlung unterbreiten sollten. Dieser Beschluß war ein Gebot der dringendsten Nothwendigkeit. Der Geist bedarf des Körpers, um auf Erden wirksam zu sein. Die religiöse Bewegung hatte nicht wenig Verwirrung angerichtet. Man hatte das Beispiel Kronstadts übersehen, das dort befolgte besonnene Vorgehen kaum irgendwo nachgeahmt. Man darf nicht

wähnen, es handle sich um etwelche äußere Gebräuche, der ganze Cultus und mit ihm der Geist, den er aussprechen sollte, kam in Frage. Es handelte sich wohl zunächst um den sogenannten Gottesdienst im engeren Sinne; aber mit ihm hieng unlösbar zusammen die Verfassungsfrage der Kirche, der ganze äußere Bau, auf dem sie ruhen sollte, das Gebiet der religiösen und sittlichen Wirksamkeit, das ihr befohlen, die Culturmission, die ihr anvertraut ist. Die Menge der Gemeinden war evangelisch geworden: nicht wie im Burzenlande, sondern meist auf eigene Hand, oder wie es der Zufall fügte, die größeren giengen voran, die kleineren in der Nachbarschaft folgten nach; in einigen widersezten sich die Geistlichen, in anderen waren die Leute widerspenstig. Brauchbare evangelische Geistliche gab es überhaupt wenig. Die Pfarrer hatten vielerorten dem allgemeinen Drängen oft sehr ungerne nachgegeben; sie schickten sich schwer in die neuen Verhältnisse, sie waren unbeschollen in dem neuen Dienste, den sie kaum begriffen. Die Gemeinden wurden widersezlich; der Widerwille gegen die untauglichen Diener der Kirche konnte sich leicht gegen diese selbst kehren. Auch hatten viele aufrichtig überzeugte Vertreter der Neuerung ihre eigenen, besonderen Ansichten über Glauben und Lehre und Leben; was der eine verwarf, hielt der andere für wertvoll. So waren die Geistlichen entweder nicht unterrichtet oder nicht einig; unter dem Volke aber machten sich diese Übelstände noch bedenklicher bemerklich. Wie schon die Apologie Fonters zur Rechtfertigung anführt: über der jungen Kirche schwebte eine arge Gefahr. Bei längerem Verzuge konnte sie ins Ungeheuere wachsen; sie drohte mit der äußersten Verwirrung. Der nüchternen Ordnungssinn unseres Volkes hat damals viel Unheil abgewehrt.

Dem die Angelegenheit rückte nicht von der Stelle. Im Jahre 1546 erneuerte die Universität zweimal denselben Beschluß. Erst im Frühjahr 1547 wurde er verwirklicht. Nicht als ob die Sache geruht hätte. Boten gingen hin und her: etwa nach Bistritz, wo sie jedoch unter den Pfarrern, welche gegen die Reformation heftig protestierten und die aus den Kirchen entfernten Bilder wieder an die alten Plätze zurückbringen wollten, zuverlässig keine freundliche Aufnahme fanden. Auch Caspar Helth, der eben damals in Klausenburg die Bibel aus der deutschen Übersetzung Luthers in die ungarische Sprache zu übertragen begann, wurde von Hermannstadt aus beschickt. Man

kann nicht mit Unrecht auf die Schwerfälligkeit, ja geradezu auf die Unentschlossenheit Hermannstadt's aufmerksam machen; doch weil hier nicht der Ort ist, diesen rein persönlichen Motiven nachzugehen, wollen wir getrost versichern, Klausenburg sei nicht zur Berathung, sondern zur Teilnahme, zum Anschlusse an das gemeinschaftliche Werk eingeladen worden.

Im Februar 1547 wendete man sich endlich direct an Honter; er wurde ersucht, nach Hermannstadt zu kommen. Der Hermannstädter Stadtschreiber, der vielleicht auch noch ein anderes Anliegen hatte, überbrachte selber den Ruf. Christian Pomarius ist ein gewandter, in den öffentlichen Diensten viel gebrauchter Mann gewesen, ein entschiedener Anhänger der Reformation. Die Antwort Honter's vom 25. Februar 1547 an den Bürgermeister Martin Weiß ist noch vorhanden. Der Brief ist eine von den wenigen Reliquien, die wir von seiner Hand haben.

Der Augenblick, die Aufgabe ist von Wichtigkeit; er stellte die Verfassung der Landeskirche mit all den Organisationen, die von unten bis oben hinauf ihren Bestand bedingten, in Aussicht. Die Annahme einer einheitlichen Kirchenordnung war dazu der erste Schritt; war sie durchgeführt, so fanden sich bei rechter Leitung und einigem guten Willen die noch mangelnden Competenzen von selber. Darum freut sich Honter über die Nachricht des Stadtschreibers, daß „der allmächtige Gott Gnade verliehen, in einer Versammlung über diese nöthigen Dinge zu berathen“. Wem lagen sie auch näher am Herzen, als ihm? So ist er für seine Person willig, dem Rufe in die Versammlung zu folgen und so viel, als an ihm gelegen, zu dem „christlichen Handel“ mitzuhelfen. Aber die „Obersten der Stadt, seine besten Herren und Freunde, wollen ihn aus gewissen Ursachen schlechterdings nicht ziehen lassen“. Aus dem Zusammenhang des Briefes erhellt, daß Honter mit diesen seinen guten Freunden ernstlich berieth. Von ihm gieng die Absage nicht aus: sie sind es, die bei der Weigerung „endgiltig“ beharren. Die „gewissen Ursachen“, welche zu diesem Resultate führten, will ich nicht aufdecken; auch niemand wird mehr vermögen, als Vermuthungen Raum zu geben. Jedenfalls meinte man in Kronstadt, es seien zu der geplanten Berathung außer Honter auch noch andere Männer geeignet. Valentin Wagner aus dem Rathe und Matthias

Glaz, jetzt Pfarrer in Breunborf, wurden ernannt. Honter vertraute dem letzteren vollständig; er bezeichnet ihn als einen „besonderen Liebhaber der christlichen Wahrheit“, der seinen Rath und Willen vollkommen verstehe und würdig vertreten werde.

Der Stadtschreiber hatte noch den Auftrag, über die Besetzung der Hermannstädter Pfarre mit Honter zu verhandeln, insoferne die Empfehlung eines geeigneten Mannes durch Honter allerdings Gewicht besaß. Rausfer war noch vor fünf Monaten gestorben. Ich weiß nicht, woher die Nachricht stammt, Honter sei von den Hermannstädtern direct aufgefordert worden, die Stelle zu übernehmen. Ich halte es für unglaublich. Der Stadtschreiber mag immerhin in seinen Gesprächen von ferne und leise an diese Möglichkeit gerührt haben, doch aus dem Schreiben HonTERS läßt sich diese Absicht nicht herauslesen. Dasselbe bietet dazu nicht die geringste Veranlassung, kein Wort, keinen Buchstaben, eher das Gegentheil. Die erste Hälfte des erwähnten Briefes betrifft wesentlich und allein die Person HonTERS; die zweite enthält kein Wort, das auf ihn bezogen werden könnte, sondern redet vielmehr von anderen Sachen und anderen Menschen. Aber wie sich das nun immer verhalten haben mag: Honter ist außerhalb Kronstadts nicht denkbar. Die beiden gehören zusammen, wie Licht und Leben. In der weiten Welt gab es keinen anderen Ort für Honter, da er den Auftrag, den Gott ihm in die Seele legte, erfüllte: hier der Schauplatz des Segens, den er zugerichtet, der Ehren, die ihn aus aller Mund, aus allen Augen grüßten, seine doppelte Heimat, die seiner Kindheit und seiner mannhafsten Jahre.

Indem also Honter seine willigen Dienste zusagt, läßt er unverhohlen seinen Rathschlag folgen. „Mit vielen frommen Menschen wünschte auch er lange, daß Gott einen gottesfürchtigen, gelehrten, friedsamem und verständigen Mann dahin wolle geben, der nicht allein der christlichen Gemeinde in der Stadt, sondern auch viel anderen im Land in manchen Sachen nützlich sein könnte. Doch will ich meinen geringen Verstand eurer Herrschaft nicht verhalten.“ Er kennt etliche gelehrte Herren in Siebenbürgen, doch meist nur dem Namen nach, nicht nach Fleiß und Leben und Charakter. So möge man dieselben schon persönlich in die bevorstehende Versammlung berufen, wo sich etwa Proben ihrer Geschick-

lichkeit zeigen würden. Und darauf kommt Honter auf Matthias Glatz, den er in den wärmsten Worten empfiehlt. So oft ich sie gelesen habe, ich kann sie nie ohne Nührung wider lesen. „Unter den Unsern aber, wie gelehrt sie sonst sein, weiß ich bei meiner Gewissen keinen, den ich tauglicher und genugsamer schätz zu solchem Amt, denn diesen gegenwärtigen Herrn Matthiam, denn er ist gelehrt, unverdrossen, fleißig und getreu, wie Euer Herrschaft weiter von Herrn Valentino Wagner wird können erfahren. Mich dünkt endlich, man wird an diesem Herrn nicht fehlen. So probiere man alles fleißig und erwähle aus vielem Guten das Beste. Unser himmlischer Vater geb seinen Geist und Gnade dazu, Amen. Was darüber wird sein, hab ich diesen zwei Herrn verlassen, zu reden, anzubringen und mit der Kraft Gottes helfen euden. Damit sei Euer Herrschaft mit der ganzen Gemein der Gnade Gottes befohlen. Geben zu Kron, Freitag nach Matthiä im Jahr 1547.“

Wer wird nicht die wenigen deutschen Worte, die uns von Honter übrig blieben, gerne lesen? Zumal die angeführten, voll bescheidenen frommen und doch entschiedenen Sinnes, voll Herzhaftigkeit und Zuversicht? Man sieht: Honter hält die Besetzung der Hermannstädter Pfarre für eine wichtige Angelegenheit; das Schreiben gibt indirect zu verstehen, daß die Stelle bisher nicht durch den rechten Mann besetzt wurde. So zeigt die Empfehlung Honter's unverhüllt den Wert, in dem bei ihm sein Freund Matthias Glatz stand. Auch Valentin Wagner, der in Hermannstadt bekannt genug war, hatte kein anderes Urtheil über die Persönlichkeit und die Fähigkeit seines Mitabgeordneten. Dennoch wurde schon zwölf Tage nachher der Mediascher Pfarrer Altemberger zum Nachfolger Ramsers gewählt, der erste entschieden evangelische Pfarrer Hermannstadt's. Die schneidige Natur des Dorfpfarrers aus dem Burzenlande, des Bauernsohnes aus Dürnbach bei Bisstriß mochte nicht behagen, die er bis an sein Lebensende bewahrte. Auf den Vorhalt des Superintendenten Hebler, warum er seine Söhne in Klausenburg, das doch vom Calvinismus angesteckt sei, erziehen und studieren lasse, erwiderte der schon greise Mann, damals Generaldechant, schlechtweg, weil die Schüler in Hermannstadt der vielen Kirchendienste wegen keine Zeit zum Studiren übrig hätten.

Die in denselben Tagen in Hermannstadt weilende Versammlung

erledigte ihre Aufgabe sehr rasch. Sie betrat den einzig richtigen Weg, wählte das einzig richtige Mittel: sie wies ihre Auftraggeber an das Reformationsbüchlein HonTERS. Das schwerwiegende Zeugnis der deutschen Reformatoren wog doch endlich auch hier schwer genug. Nur die Unbehilflichkeit und Langsamkeit, die einer Körperschaft wie der Universität beizuhohn, macht erklärlich, daß man nicht von vornherein und längst die Hand darnach ausstreckte. Nun waren die Kronstädter Abgeordneten von der Ansicht HonTERS über eine Erweiterung desselben genau informiert, namentlich in Betreff der engeren Umschreibung des Cultus und der Gebräuche. Die Versammlung billigte die Vorschläge und machte von sich aus wohl einige Anträge, besonders in der Richtung, das Ansehen der Geistlichen zu verstärken, das ohne Frage stark Schiffbruch gelitten hatte, sowie die geistlichen Einkünfte und das Kirchengut vor Schädigung zu bewahren. Die Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen enthält in der That hierauf bezügliche Bestimmungen. Für das Burzenland waren sie von keiner Bedeutung; hier hatte man diesen Übelständen von Anfang an vorgebeugt.

Demn das war das Resultat: HonTER wurde aufgefordert, eine neue, vermehrte Ausgabe des Reformationsbüchleins auszuarbeiten und den Druck derselben zu veranstalten. Das Buch ist sofort erschienen unter dem oben bezeichneten Titel: Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen, in lateinischer und deutscher, oft voneinander sehr abweichender Bearbeitung, und zugleich eine Agende für die Pfarrer und Kirchendiener in Siebenbürgen, ein Auszug aus der herzoglich-sächsischen Agende von 1540.

Man kann mit aller Genugthuung dieser vermehrten Ausgabe des Kronstädter Reformationsbüchleins entgegentreten. In HonTER ist die Wärme, mit der er die Reformation begann, nicht erkaltet, die Seele nicht matt, das helle Augenlicht nicht trübe geworden. Viel nachdrücklicher, und mit der alten Siegeszuversicht, rückt er den Gegnern an den Leib. Die Gegner waren ja nun auch offen auf dem Plane erschienen und hatten ihre Farben gezeigt. Früher galt es zu entschuldigen und etwa das gewagte Unternehmen zu rechtfertigen. Jetzt geht die Sprache viel freier heraus: Wie in der Apologie behauptet die Einleitung eine direct angreifende, sieghafte Stellung: gegen die Feinde des Wortes Gottes, die offenen und

die versteckten, die auswärtigen und die einheimischen in solcher Schärfe, die manchem Hermannstädter Herrn nicht zugefagt haben mag. Ein einziger Blick in diese Einleitung zur Kirchenordnung erweist, daß die Reformation unter den Sachsen noch sehr bedenklich stand, daß die ganze Bewegung in falsche Wege verfahren war. Es bedurfte eines starken Armes, der heraushalf. Die Gegner stützen sich auf das Alterthum der Gebräuche und Satzungen, aber was Menschen wider Vernunft und Schrift aufbrachten, kann durch die Länge der Zeit keinen Wert erhalten, weil es von Ursprung an wertlos war. Man braucht nur die Wahrheit zu lieben, um daran nicht zu zweifeln. Nun rufen sie seit lange die Entscheidung einer allgemeinen Kirchenversammlung an, der alles mit Beruhigung anheimgestellt werden könne. Gerade ein Jahr nachher, als das Concil zu Trient wirklich zusammengetreten war, gieng im Namen des siebenbürgischen Landtages der Befehl aus, mit den Neuerungen weiterhin anzuhalten und die Beschlüsse des Concils zu gewärtigen: immerhin ein Verbot, wenn auch in abgeschwächter, in halber Form, hinter welcher kein Nachdruck stand. Honter trägt kein Bedenken, die Nichtigkeit dieser Berufung zu erklären; er sieht in ihr nur den offenkundigen Vorwand, die Irrthümer und Mißbräuche, welche die Seelen verdorben haben, auf die zukünftigen Geschlechter zu vererben. Seine Überzeugung gipfelt in der völligen Verwerfung der Concilien, nicht weil auch sie irren könnten und oft geirrt hätten, sondern in der Anschauung, die der Fortschritt des Protestantismus entwickelt hatte, die Luther in das scharfe Wort faßte, der Papst und das Concil zürnt mit Christo und sind dem Evangelium feind. Derselbe entschiedene Geist durchweht die einleitenden Sätze der Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen. Die Heilige Schrift ist vorhanden, das Licht des Evangeliums, die ganze christliche Wahrheit liegen sonnenklar am Tage: was wollen die Versammlungen der Menschen berathen, erfinden und statuieren über das, was Christus in dem himmlischen und ewigen Concil vom Vater hörte, was er trenlich verkündigte? So haben wir Christum daheim im Evangelium, sollen wir ihn draußen in der Welt, in den Concilien suchen? Oder sollen die Concilien jetzt erst freilassen und erlauben, was Christus gelehrt und geboten hat?

Von hier entlehnte der Stadtrichter Johann Benkner seinen

Wahlspruch: Ihr sagt, daß wir irren; wohlan, so will ich lieber mit Christo irren, als ohne Christus verdammt werden! Denn der ursprüngliche, kampfesmuthige Geist, aus dem der Protestantismus geboren, redet hier laut mit der Gewalt und dem vollen Muth der Überzeugung. In demselben Augenblicke, wo er an der Stätte seines Ursprunges in Deutschland durch Verrath und Hinterlist mehr als durch Waffen niedergeworfen zu sein schien, erwachte er hier. Als die Spanier und Italiener Karls V. in Wittenberg einmarschirten, läset Honter seine mächtige unwiderstehliche Stimme ertönen im fernen Siebenbürgen.

Er verfolgt die Gegner in ihre geheimsten Schlupfwinkel. Er fragt, ob diejenigen, welche den Evangelisten und Aposteln nicht glaubten, den Concilien glauben würden — diejenigen, welche jetzt das Gebot Gottes verachten, dasselbe achten würden, wenn die Menschen diese Achtung erlaubten? Mit dem schönen Namen der Väter wollen sie ihr ungöttliches Vorhaben beschönigen und vertheidigen. Trauet ihnen nicht, sie verführen euch nur. Denn sie legen den ehrwürdigen Namen nicht den wahren Vätern der christlichen Kirche bei, sondern jenen Menschen, die den schmählischen Abfall von der ersten Kirchenordnung, von der Lehre der rechten Väter verschuldeten und wider das Wort Gottes heidnische Gottesdienste und Werke in die Kirche einführten. Und diese frevelhafte Verwegenheit hat sich ohne Scheu so sehr über alle Schranken hinweggesetzt, daß es schon längst geschehen wäre um die christliche Religion, wenn nicht Gott durch das Geschenk der Schrift sein Wort ausgebreitet hätte — aufs neue ausgebreitet hätte durch das Mittel der Schrift, lesen wir in der deutschen Ausgabe.

So ergriffen wir das Heil, das uns Gottes Gnade darreichte. Gedrängt aber vom Geiste des Herrn und von unserem Gewissen, stellen wir zur Befestigung der Einigkeit der sächsischen Kirchen nun dasjenige dar, was bis jetzt innerhalb derselben angenommen und beobachtet wurde. Denn wir wollen der Uneinigkeit und der Unordnung wehren. Wir sind gesonnen, jener Neuerungsucht, die nach Gutdünken einmal wohlgeordnete, in der Schrift begründete Einrichtungen nicht achten möchte, zu steuern. Unterricht über die Lehre kann jedermann aus zahlreichen Schriften schöpfen. Wir beschränken uns auf die Beschreibung der aus ihnen folgenden evangelisch-kirchlichen

Ordnungen. — Gott aber erwecke die Geister seiner Auserwählten: wie er es jetzt sichtbarlich gethan, wolle er alle Zeit treue Arbeiter in seine Ernte senden.

In so ernster, nur die höchsten Absichten im Auge haltender Weise folgen dann die einzelnen Abschnitte der Kirchenordnung. Jeder dient demselben heiligen Gedanken. Sie enthalten nicht bloß eine Perlschnur von Regeln und Vorschriften, bestehen nicht in der Beschreibung äußerer Formen. Sie sind ein Verfassungsstatut, wie jedes andere, aber in ungefuchtem, unwillkürlichen Worten, Wendungen und Sätzen verkünden sie den Geist, dem sie entstammen. Wir sind mit dem verfassungsmäßigen Leben vertrauter und sehr an dasselbe gewöhnt. Aber man vergleiche diese älteste Verfassungsurkunde unserer evangelisch-sächsischen Kirche mit unserer jetzt bestehenden Ordnung, der Unterschied ist so unermeßlich groß und spricht machtvoll für den Geist, von dem geleitet, Honter jene entwarf. Wir haben heute Rahmen und Balken und Gerüste, das ganze todte Holzwerk fein abgemessen und zugeschnitten. Von solchen Bauten wußte Honter schlechterdings nichts, aber in die einfachen Unterlagen eines evangelischen Gemeindelebens versuchte er die Kraft zu tragen, mit der es allein lebendig werden und bleiben kann. Wir treffen zunächst auf einen Unterricht für die Diener am Worte zu der ihnen obliegenden Thätigkeit im engeren Kreise des Dienstes, sowie in dem weiteren der Gemeinde. Predigt und Seelsorge, Gesetz und Evangelium werden miteinander verknüpft: auf die Verkündigung des Wortes wird das Hauptgewicht gelegt. Schon die Vorrede kehrt die Schärfe ihrer Zurechtweisungen nicht allein gegen die fremden Gegner, im eigenen Lager bemerkt sie halbe, unzuverlässige Freunde. Von den aufrichtigen Genossen verlangt sie Beherzigung und drückt ihnen tief den Stachel der Pflicht in die Seele, daß von ihnen der schwerste Dienst gefordert werde. Sie sind berufen, die ewige Wahrheit durch Lehre und Leben zu bezeugen, nachdem die Nacht vergangen, Träger des Lichtes, des neuen Tages zu werden. Die Kirchenordnung von 1547 ist in manchen Stücken conservativer, als ihre Vorgängerin von 1543. Dennoch verleugnet sie in ihren conservativsten Positionen den Quellpunkt christlicher Freiheit, dem sie entquollen, nicht. Aus allen ihren einzelnen Bestimmungen klingt die Lösung des neuen Tages, das Vertrauen auf die Selbständigkeit des christlichen Volkes hervor, hütend, daß der Geist des Lebens in den Formen nicht

erstarre, sondern durch sie in allen erwache. Sie ist mit einer praktischen Theologie verglichen worden; wie schon der Name sagt, ist sie nicht Theorie; sie lehnt geradezu diese Bezeichnung ab. Sie kennt nicht und rechnet nicht mit abstracten, nicht vorhandenen Größen: auf dem Grunde der vorliegenden Verhältnisse baut sie sich auf, deren sich jedes gesunde Ideal zu seiner Verwirklichung bedienen muß: schon genug, wenn es sich über denselben behauptet, sie beherrscht und sie zu sich emporzieht. So wird nichts Unmögliches, was nicht der Augenblick realisieren könnte, angeordnet; man hat überall das Gefühl des Mannes, der festen, sicheren Boden unter den Füßen hat.

Die ersten Abschnitte, welche von den Geistlichen, ihrer Berufung, ihren Pflichten, von ihrer Stellung als Lehrer und Pfarrer, denn das bedenkliche Wort Seelsorger will sich in jene Zeit ebensowenig fügen, als in die heutige, handeln, erhärten die von uns wiederholt erwähnte Mangelhaftigkeit, die defecte ethische und geistige Beschaffenheit dieser Arbeitskräfte. Man wird unwillkürlich gezwungen, wiederholt zu fragen, wohin sind denn die vielen jungen Männer hingerathen, die Menge, deren Namen uns die gedruckten Verzeichnisse der Besucher deutscher Universitäten zu lesen geben? Es gab unter diesen Geistlichen untüchtige, anstößige Menschen genug, die noch weiterhin ihres Amtes mehr zum Verderben, als zum Erhalten des Volkes pflegten: widerspenstige Leute, die um des Gewinnes willen Aufrühr gegen den evangelischen Glauben anzettelten; Abtrünnige, die, obwohl sie einmal den wahren Glauben bekannten, zu den verlassenen Greueln zurückkehren und wieder Winkelmesse lesen; offenkundige Feinde der evangelischen Lehre, die ihre Gemeindeglieder vom Wege des Heiles abhalten und sie hindern, die Verkündigung desselben an anderen Orten zu suchen. Eine bunte Anzahl von Menschen, welche unter diesen Titeln die Kirchenordnung aufzählt; man ist versucht, unter ihnen auch nach solchen zu forschen, die mit den italienischen Humanisten und Bischöfen die Fabel von Christo und dem Worte Gottes für ein einträgliches Geschäft erklärten. Aber angesichts auch dieser Thatfachen werden wir schon die Ansicht fahren lassen müssen, daß die Einführung der Reformation unter unserem Volke anstandslos verlaufen wäre.

Es ist nur natürlich, daß die Kirchenordnung solchen Leuten gegenüber ein strenges Vorgehen in Aussicht stellt. Wenn sie sich

nicht bessern, öffentlich widerrufen und Buße thun, wenn sie ihre feindliche Stellung nicht auflassen, sind sie vom Amte zu entfernen. Diese strenge Maßregel wird kaum je angewendet worden sein, weil jede Behörde fehlte, die sie vollzog. Eher wartete man auf den Tod dieser Unholde. Wir wissen jedoch, daß in vielen Gemeinden der allgemeine Unwille sich heftig regte und mit Gewalt den Bestimmungen der Kirchenordnung Raum schaffte; nicht von einem Orte nur heißt es, die Mönche und die päpstlichen Geistlichen sind vertrieben worden. Dagegen werden ordentlich berufene, in Lehre und Leben erprobte Geistliche in Ehren und Einkünften geschützt. Rührend fast ist die Aufforderung an die Gemeinden, in welchen die letzteren zum Unterhalte nicht eben hinreichen, da gerade die Gemeinden von vielen Lasten und Abgaben befreit wurden, nun zur Erhaltung des wahren Gottesdienstes das Nöthige beizutragen, damit nicht das evangelische Bekenntnis, das allen Trost und ewige Freude bringe, nur den Geistlichen, deren Arbeit es nicht verringere, sondern vermehre, in diesem Stücke beschwerlich falle. Auf der anderen Seite richtet die Kirchenordnung an diese die herzliche Aufforderung, eingedenk zu sein des schönen Berufes, daß sie nicht allein den Menschen, sondern auch Gott dienen.

In echt evangelischem Sinne werden darauf alle einschlägigen Bestimmungen getroffen bis ins Einzelne nach dem Grundsatz, daß das Amt des Geistlichen in der Verkündigung von Buße und Glaube, von Gesetz und Evangelium bestehe, damit aus der innigen Verbindung beider die Frucht wahrhaftiger christlicher Werke und des ewigen Lebens erblühe. Während nun aber in angemessen ruhiger Weise von den Sacramenten die unevangelischen Gebräuche und Weihungen entfernt, desgleichen die Wirkungen derselben principiell in die Handlung, die allein das göttliche Geheimnis offenbare, gelegt werden, ergießt die Kirchenordnung ein übervolles Maß des Eifers und des Unwillens gegen die Privatmesse. Die sonst ruhige Schrift braust hier in hellem Zorne auf. Vom Mißbrauche der Privatmesse lautet der lateinische Text, der deutsche hat sofort die landläufige, allgemein verständliche Überschrift: vom Mißbrauche der Winkelmesse. Der doch ruhige und ernst gemessene Ton der Kirchenordnung fördert die heftigsten Äußerungen zutage: wortreich entläßt sich die Verwerfung, zumal in der deutschen Ausgabe. Wir stoßen hier auf die Wahrnehmung, die auch sonst sich von selbst ergibt, daß die deutsche

Ausgabe der Kirchenordnung auf weitere Kreise berechnet war, als die lateinische. Ebenso aber tritt uns hier wieder die religiöse Energie des Zeitalters entgegen, aus welcher der Ursprung der Reformation allein zu verstehen ist. Alle anderen Fragen des Daseins rücken in den Schatten; wie mit übermächtiger Naturgewalt durchrüttelt die Sehnsucht nach dem ewigen Heile die Völker. Es ist hier nicht der Ort, dieser Stimmung weiter nachzugehen, die mit derselben Kraft den gemeinen Mann und den Gebildeten erfaßte; aber das Leben reagierte allein auf diesen Punkt. Der Stoß war von Wittenberg ausgegangen, aber er durchzitterte wie ein Erdbeben die Nationen von Spanien herüber bis an den Gürtel der Karpaten, von den Gestaden, wo noch der scheue, englische Seefahrer die Meere zu beschiffen begann, bis zu den Basteien von Kronstadt, welche die christliche Sonne gegen den türkischen Halbmond vertheidigten. Die Entrüstung über den Meßspaffen, der um Bezahlung arbeitete, über die Winkelmesse, die als Zauberstück wirkte, war allgemein. Ein so allgemein empfundener Widerwille hatte noch nie die abendländischen Nationen durchglüht. Vor ihm wich der Papismus; aber weil sein Bestand an den Mißbrauch geknüpft war, hüllte er denselben rasch in eine andere Verkleidung, und die er noch am heutigen Tage trägt. Houter kennt die neuen Erfindungen, mit denen das alte Unwesen schon jetzt aufgestutzt und beschönigt wird, damit es die Menschen weiter bethöre. Ironisch bemerkt die Kirchenordnung, daß jene Menschen Änderungen vornehmen, die alle Änderungen verdammten. Aber Houter kennt auch die arme, in die Irre geführte Menge, die Unzahl der Menschen, welche, von Wahn und Aberglaube belastet, die Rettung der eigenen Seele und des Heiles anderer allein in der Messe finden. Darum greift die Kirchenordnung das ganze Institut an als eine Lästerung Gottes, als eine Schmach des Testaments des Heilandes. Wenn die Messe ein Opfer ist: Heuchler und Krämer haben sie erfunden und bieten sie nun feil.

Der Artikel von der Winkelmesse schließt mit der Warnung ebenso vor Neuerungen nach eigenem Gutdünken, als vor Beibehaltung der nach der Lehre Christi abgestellten Irrthümer, die nur mit Scheingründen vertheidigt werden. Wer von dem Worte Gottes abweicht, heißt es ernst, wandelt in der Finsternis und weiß nicht, wohin er geräth. Die beiden Abschnitte von der Kraft der Absolution und dem Banne unterscheiden sich von der Kirchenordnung von 1543,

indem sie die Befugnisse, die Berechtigung des Geistlichen stärker hervortreten lassen. Damals richtete sich die Polemik gegen die Ohrenbeichte, die einfach verworfen wurde. In Gewissensnoth sollte jedermann zu jeder Zeit und an jedem Orte sich den Trost und die Zusicherung der Vergebung bei einem Geistlichen suchen. Eine weitere Verpflichtung dazu lag außerhalb des Gesichtskreises. Auch jetzt wird die Ergreifung des Heiles jedem Einzelnen in das Gewissen geschoben. Der Einzelne soll die Leuchte des Wortes in sich scheinen lassen, damit es Licht werde auf seinen Wegen. Jeder muß auf eigene Gefahr kämpfen und glauben: wer Gott die Sünde bekennt, dem ist sie vergeben. Ich empfinde die Schwierigkeit und bekenne das Nichtwissen, zu erklären, wie dennoch eine Abart der Beichte, deren Benennung nur aus einer Art babylonischer Sprachverwirrung zu rechtfertigen ist, beibehalten wurde. Die sogenannte Privatbeichte wird in bestimmter Einschränkung als kirchliche Ordnung festgehalten und die Absolution durch den Geistlichen vor das Abendmahl gestellt, indem die Kirchenordnung in sonderbarer Unklarheit mit sich selber die Unsicherheit betont, ohne Mithilfe des Geistlichen der Vergebung gewiß zu werden. Allein praktische Motive sind hier maßgebend gewesen. Der Unterschied zwischen Privatbeichte und allgemeiner Beichte ist jedoch dem Wortlaute der Kirchenordnung nach völlig flüchtig, und der Weg zu der letzteren, zu einem allgemeinen Sündenbekenntnisse, ist weit geöffnet. Dieses religiöse Gefühl nach Erlösung und Befreiung, dieser Grundton der Buße, das Aufschauern der menschlichen Ohnmacht zur Allmacht des Glaubens an das Ideal, das die Welt erlöste, hat ja nur mit Unrecht den alten Namen der Beichte überkommen. Houter erkannte die Gefährlichkeit auch der Halbschwester, der Privatbeichte, besonders wenn sie untüchtigen Geistlichen anvertraut werde. Sie stand noch allzusehr unter dem Fluche der Ohrenbeichte, mit welcher sie der gemeine Mann und der evangelisch nicht gebildete Geistliche verwechselte. Darum sollen nur kundige Männer zu diesem Dienste verwendet werden, welche das Wesen der Beichte in Buße und Glauben, in dem Unterrichte des zagenden Herzens und des ringenden Unverstandes aus dem Worte Gottes setzen, und nicht durch Ausforschung der Einfalt die Gewissen mißbrauchen und die Jugend verderben.

Die Kirchenzucht mußte erhalten bleiben, weil alle sonstige mangelte. Das harte Geschlecht konnte der greifbaren Schranken,

der fühlbaren Zügel nicht entrathen. Die Unterlage der Kirchenordnung ist das Evangelium; es ist aber auch das hohe Ziel, das jeder für sich erstreben soll, damit es die Gesamtheit, von der es ausging, besitze. Es ist die Gabe Gottes, aus Gnade gewährt dem gläubigen, verlangenden Herzen, das nicht rastet, noch ruht, bis das Verlangen gestillt ist und die Sehnsucht erfüllt. Darum muß die Sehnsucht geweckt, das Verlangen zum beherrschenden Lebenstriebe gemacht werden. Alle objectiven Momente der Belehrung, der Erziehung, des sittlichen Einflusses müssen zusammenwirken, das ist die Tendenz der Kirchenordnung, damit subjectiv die Kraft gewonnen werde, glaubend und hoffend das Heil zu erringen.

Eine religiös matte und verfahrenere Zeit hat für solche Gedanken wenig Einsicht und keinen Sinn. Entweder sie versteht dieselben nicht oder wirft sie als unerquicklichen Ballast von den Schultern auf die Seite: nämlich, ihr fehlt bei allem Verstande die Vernunft, das Ohr, welches auf die Stimme des Geistes gläubig hört. Von dieser Vernunft war jene Zeit voll; sie bildet das Kennzeichen der Gesamtheit derselben. Und dieses Gemeingefühl war stark und stolz genug, aus seiner Mitte auszuscheiden, was ihm widerstrebt, was seiner unwürdig war. Unter diesen Gesichtspunkten und unter keinen anderen stellen wir den Artikel der Kirchenordnung über den Bann, über die Ausschließung unwürdiger Glieder aus der Gemeinschaft. Wir erwähnten, daß im Jahre 1543 die Verhängung dieser Strafe über unverbesserliche Sünder der Gemeinde anheimgegeben wurde. Aber, wie überall, waren auch unter uns die Gemeinden selten, denen die Handhabung dieses schneidigen Rechtes überlassen werden konnte; sie wuchsen nicht aus der Erde, sie sollten erst erzogen werden. Die Kirchenordnung setzt fest, daß die Gemeinde nur zur Theilnahme, zur passiven Mitwirkung eine Thätigkeit habe. Das Urtheil und die Entscheidung der Sache selbst wird den Geistlichen übertragen mit dem Bemerken, daß der Pfarrer dabei alle persönlichen Motive vermeide und nur in Übereinstimmung mit seinen Collegen und Vorgesetzten handle. Es ist ein zweischneidiges Recht, welches oft unmündigen Menschen in die Hand gegeben ward, und dem die Spitze dadurch nicht abgebrochen wurde, daß diese geistlichen Strafen keine bürgerlichen Nachtheile im Gefolge haben dürften, denn diese zu verhängen sei allein die bürgerliche Obrigkeit befugt und berechtigt.

Aber der Bann hatte trotzdem recht empfindliche bürgerliche

Folgen. Er schließt auch aus der Nachbarschaft und der Zunftgerechtigkeit aus. Eine Scheidung und Sonderung kirchlicher und bürgerlicher Befugnisse ist nicht möglich. Davon hat die Kirchenordnung das volle Bewußtsein. Wenn es möglich gewesen wäre, so hätte sie eine Gemeindeordnung werden können. Denn sie erwähnt nicht etwa nur gelegentlich, wie als Anhängsel der Zünfte und Nachbarschaften, dieser ersten Verbände der besonderen Hauswesen zu einem, ob auch untergeordneten, doch für die Selbstverwaltung und die Erhaltung bürgerlicher Gesundheit sehr wichtigen Ganzen, sondern sie bringt ausführlich in eigenen Abschnitten Vorschriften über die Armenpflege, bis ins einzelne gehende Bestimmungen über die Sorge für die Waisen, über Ehefachen, über die Verwaltung des Kirchenvermögens, die Wohnheiten der Zünfte, der öffentlich gestatteten Lustbarkeiten und Unterhaltungen, der Diensthoten. Allerdings haben diese Anordnungen zunächst die Ausmerzung hergebrachter abergläubischer Gebräuche im Auge, aber indem sie das thun, treffen sie positive Bestimmungen für die Ordnung des neuen Lebens. Und daran reihen sie die schönen Worte nicht ohne Rückblick auf den bisherigen schädlichen Gegensatz; obwohl des Amtes und der Dienstverrichtungen wegen eine gesonderte weltliche und geistliche Obrigkeit bestehen müsse, von denen keine die Befugnisse der anderen geringachtet oder schmälert, so gründeten sich doch beide in allen Sachen der öffentlichen Wohlfahrt auf denselben Boden des Rechtes, der Verpflichtung, des Evangeliums.

Wegen die geistige und sittliche Macht einer solchen Jurisdiction hatte die weltliche Obrigkeit keine Einwendung; in ihren besten Stunden hegte sie keine heißeren Wünsche. So veranlaßte ja sie die Herausgabe der Kirchenordnung und erhob sie zum bindenden Gesetz für die Nation. Was sie nimmer erzwungen hätte durch die Mittel der Gewalt, über die sie verfügte, selbst nicht durch das Aufgebot des Patriotismus, den sie anrufen konnte, erhielt sie im Namen des Evangeliums. Ein Gemeinwesen, dessen Mitglieder nicht aus Furcht vor Strafe, auch nicht um des eigenen Vortheiles oder besonderer Rücksichten willen, sondern aus Gehorsam gegen Gott das Böse mied und das Gute vollbrachte. An die weltliche Obrigkeit ergieng der Ruf, an solchem Bau theilzunehmen: wie hätte sie sich demselben versagt!

Als Honter den Abschnitt der Kirchenordnung über die Auf-

richtung der Schulen bedeutend erweiterte, indem er dessen Bestimmungen bis über die kleinsten Dorfschulen ausdehnte, wiederholte er das Bild von dem Gärtner, der in jedem Jahre junge Bäumchen pflanzt. In der Muttersprache lasen nun die Volksgenossen die freundliche Erinnerung. An dieser, auch dem gemeinen Manne lieben Beschäftigung ergriff Honter jedes Glied seines Stammes und seines Glaubens, auf daß es inne werde, es seien noch andere Pflanzstätten und Gärten mit gleicher Liebe zu pflegen. Denn dieses von Gott mitten unter Feinden so herrlich begnadete Vaterland soll nimmer in gottlose Barbarei entarten. Die Aufforderung richtet sich keineswegs allein an die Obrigkeit, die Erhaltung der Schule wurde jeder Gemeinde als Pflicht auferlegt, für die kein Opfer zu groß sei.

Auch die Aufgabe, eine Gottesdienstordnung zu liefern, leistete Honter. Wie das für unsere Zeit ein Vorwurf ist, an dessen Lösung die berufensten Kräfte verzweifeln, so war dieser Übelstand für jene Tage in verstärktem Maße vorhanden. Der Protestantismus hatte auf den vorher nie gehörten Ausruf Luthers, daß die Berufstreue der rechte Gottesdienst sei, hingehorcht und dessen Wahrheit rasch erkannt. In wie viel eindringlichen Wendungen und schlagenden Worten hatte denselben nicht Luther seinem Volke zum Bewußtsein gebracht! Aber die christliche Kirche und das christliche Volk bedürfen auch eines besonderen Gottesdienstes, in dem die schöne Seele in schöner Form sich ausspricht. Das ist dem gottbegnadeten Künstler zuzeiten möglich, der Menge wird es nie gelingen. Das Unausprechliche, Ewige im Symbole, Zeichen und Handlungen zu fassen, ist selbst der Kirche des Papstes, die doch mit Sinnlichkeit durchtränkt ist, bis heute nicht gelungen. Man erkannte die Täuschung, die Verführung, die in diesen Gebräuchen liegt, von denen man sich mit knapper Noth als von einem bösen Aberglauben befreite. Man unterstand sich, alle Ceremonien für einen leeren Flitter, einen nichtswürdigen Aufpuß des Glaubens zu erklären. Ein in der Schule Honters gebildeter Prediger redete unziert aber entschieden genug seine Zuhörer an, daß an allen Ceremonien nichts liege, daß alle „Messegewänder nicht heiliger sind, als wie mein Pelz oder dein grauer Rock“. Man soll nicht viel erwähnen von der Duldung Honters: er demolierte an den alten Gebräuchen das Möglichste und rettete nur einige Stücke für das Heiligthum. Man wird hier

die Bedeutung des deutschen Kirchenliedes, des deutschen Kirchengesanges nach den wenigen Worten, die wir anführten, alsbald einsehen; nur darauf kam es uns an. Das Lied, der Gesang, die Musik ist die frömmste aller Künste, zugleich die allgemeinste, der jedes menschliche Herz offen steht, die jede Stimmung des Gemüthes, jede Lage des Lebens und der Schicksale beherrscht. Wunderbar sicher ist der Schritt jener Männer, die das Kirchenlied neben dem gesprochenen Worte, das sich von selbst verstand, in den Mittelpunkt des evangelischen Cultus stellten. Hier ist mehr als Symbolik und Form: Hier ist Gedanke und Leben. Die heilige Poesie soll nur in Wort und Ton mit der Anschauung und Verehrung des Heiligen, die dem Zeitalter eigenthümlich ist, standhalten. Honter kannte einen doppelten Gottesdienst, daß wir so sagen, eine doppelte Weise desselben, die, welche die vollzählig versammelte Gemeinde vollbringt, aber auch noch eine andere. Seine fromme Seele hielt auch den Dienst, den wenige im Gotteshause leisten, für wert, die Diener des geistlichen Amtes, das nicht allein gestiftet sei zur Lehre und zum Unterrichte, sondern auch zur Anrufung Gottes. Denn wenn die Menschen nicht hören und sehen, lautet sein gläubiges Urtheil, so sieht und hört doch Gott der Herr alles, was im Namen der Gemeinde ihm zu Lob und Dank dargebracht wird.

Ein mit reichlicher Abwechslung ausgestatteter Apparat für den täglichen Gottesdienst und den an Feiertagen wird bestimmt. Einige lateinische, aber allgemein bekannte Gesänge und liturgische Reponsorien werden beibehalten, sonst sind alle Handlungen in der Muttersprache zu verrichten. Einige Jahre nur reichten die aus Deutschland gebrachten kirchlichen Liederbücher aus, bis sie Valentin Wagner nachdrucken und in vermehrter Gestalt herausgeben ließ. Für den Vollzug der Sacramente finden sich genaue Vorschriften, auch für den Brauch bei Begräbnissen. Es soll alles begraben werden: die Seelenämter für die Todten, der aus der christlichen Kirche verstoßene Handel der Lebendigen um das Heil der Seele, die Verehrung der Creatur, die Weihungen und Beschwörungen, die ganze heidnische Abgötterei mit allem jüdischen Gepränge. —

Man kann allerdings ein Jahr angeben, in welchem die Reformation innerhalb unseres Volkes wenigstens äußerlich abgeschlossen wurde, und als Datum das Übereinkommen der Universität von 1550 anführen, das die Kirchenordnung für jeden Pfarrer und

jede Gemeinde als Gesetz zur Durchführung vorschrieb. Es bedurfte noch der Zeit von drei Jahren, bis dieser Beschluss endlich gefasst wurde; so lange noch herrschte in vielen Gemeinden die ärgste Verwilderung. Denn viele Priester leisteten noch bis zum letzten Augenblick Widerstand. Sie weigerten sich, die neuen Dienste zu verrichten; sie hinderten sogar ihre Gemeindeglieder an dem Besuche derselben in der Nachbarschaft. Daraus erklären sich die scharfen, drohenden Worte am Schlusse der Kirchenordnung gegen den Unverstand, gegen die bewusste Widerspenstigkeit der Geistlichen, mit der sie der ihnen so beschwerlichen und darum verhassten Reformation begegneten oder gar wieder in die verlassene Genossenschaft zurückkehrten.

Das Zaudern, die bedächtige Unentschlossenheit der obersten Behörde nährte diese Verwirrung. Ein einziges entschiedenes Wort hätte halt geboten. Aber die Universität wädhnte, dringendere Geschäfte erfüllen zu müssen: sie unterzog sich wieder der Mühe, nicht sie selbst, sondern ihre Führer, die sehnächtigen Augen nach Wien zu richten, woher sie Hilfe erwartete. Denn diese kleinen Menschen erkannten auch jetzt noch nicht, daß die Rettung, die allein möglich war und die allein wirklich rettete, ihnen in die Hand gelegt worden war. Honter sah ruhig zurück auf das Werk seines Lebens. Er dachte noch nicht, an dem Feierabend seiner Tage zu stehen. Er freute sich des Gedeihens, das um ihn aufsproßte; die Saat, die er gesät, konnte weder der Unverstand, noch der Widerwille der Menschen verderben: das Evangelium mußte seinen Lauf vollenden und endlich den Sieg davontragen.

Die Zeit stellte ihre Fragen schneidig genug an Honter und seine Fähigkeiten: er stand ihr Rede, er blieb ihr keine Antwort schuldig, vor ihren größten Forderungen wich er keinen Schritt. Nichts war ihm zu schwer, nichts zu gefährlich, den höchsten Veruf, der an ein Menschenleben ergehen kann, erfüllte er treulich, der Retter seines Volkes aus geistigem, sittlichem, bürgerlichem Verderben zu sein. Der einfache Mann, der nie etwas für sich begehrte, der seinem Hause keine Schätze sammelte, baute seinem Volke die Grundlagen des wirtschaftlichen und geistigen Aufschwunges. Er riß es zumal zu sich empor und flößte ihm die Kraft ein, die in den Dingen dieser Erde und denen des Himmels nicht aufhört lebendig zu bleiben, weil sie ewig ist.

Honter war ein Sachse; er entstammte einem alten ange-

feffenen sächsischen Geschlechte. Aus sich selbst heraus erzeugte die Nation den Mann, der an den Wendepunkt ihrer Geschichte gestellt, sie, mit treuem Auge und kraftvollem Geiste den Weg des Heiles führte, ihren besten Sohn. Er hat diese Führerschaft nie gesucht, nach Einfluß ist er nie begierig gewesen, nach Ehre hat er nie verlangt: aber sie fiel ihm von selber zu und ist ihm geblieben bis zum heutigen Tage. Auch wir athmen noch den lebendigen Hauch seines Geistes. Sein Volk und seine Kirche bedurften ihn noch sehr. Unsere kirchliche und bürgerliche Entwicklung würde eine vielfach andere Gestalt, einen anderen Gang genommen haben, wenn Honter länger gelebt und Matthias Glas Pfarrer in Hermannstadt geworden wäre. Das Gefühl darf sich auch an Ausichten, die nicht erfüllt wurden, ergößen.

Honter starb in den kräftigsten Mannesjahren in der Mittagsstunde am 23. Januar 1549 eines sanften, ruhigen Todes. Sein Zeitgenosse, der Organist seiner Pfarrkirche, fand die schönsten Worte, seinen Hingang, sein Leben, seinen Ruhm, seine Person treuherzig zu beschreiben. Den 23. Januar 1549, berichtet Hieronymus OSTERMAIER, am Mittag um die zwölfte Stunde, ist der fromme, gottesfürchtige Herr Magister Johannes Honter, Pfarrer in Kronen, aus dieser Welt verschieden. Dies war ein Mann, seinem Vaterlande zu dienen und was demselben nützlich war, zu fördern: denn er hat die Lehre des heiligen Evangeliums und den rechten Gottesdienst hier erst angerichtet und die Schulen reformiert zu Nutz der Jugend und des heiligen Evangeliums halber viel ertragen. Er war fromm, demüthig, lehrhaftig, ehrerbietig, niemand verschmähend, und dazu ein treuer Hirt seiner Schäflein, dessen Seele in der ewigen Ruhe ewiglich lebt.

Wahrhaftig, auch von Honter gilt im erhabensten Sinne die Verheißung, daß er ewig lebe. Hatte er doch für das Wort Gottes gearbeitet, an das Wort Gottes die Seele seines Volkes gebunden; und das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit.

